

Nr. 97
3/09


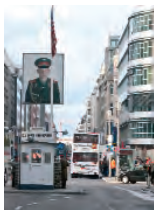


INFORMATIONEN

für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

20 Jahre Mauerfall



Inhaltsverzeichnis

	3	Vorwort Dompropst Dybowski
Zwanzig Jahre Mauerfall	5	„Eine Verweigerung bewirkt zwar unpolitisches Verhalten, ist aber nicht a-politisch.“ – Interview mit Georg Kardinal Sterzinsky
	11	„Der 9. November ist eine notwendige Konsequenz des 9. Oktobers.“ Interview mit Irmgard und Hans-Joachim Meyer
	17	„Ein Austausch geht in alle Himmelsrichtungen, auch in die polnischen Nachbarbistümer.“ – Interview mit Generalvikar Ronald Rother
	21	„In dieser Geschichte mitzuarbeiten, hat mir persönlich eine tiefe Befriedigung gegeben.“ – Interview mit Caritasdirektor i. R. Heinz Dietrich Thiel
	24	„Die DDR wird als Diktatur und Unrechtsstaat beschrieben.“ Interview mit Schulleiterin Annaliese Kirchberg
	27	„Der Grenzüberschreiter“ Ein Schülerreporter im Gespräch mit Pfarrer Jürgen Wiechert
	30	Gottesdienste und Gedenkveranstaltungen
Motorradwallfahrt	32	Milieusensible Pastoral Mit dem Motorrad von Chorin nach Lindow – Peter Kloss
Kinder und Familienliturgie	33	Neuer Grundkurs für Ehrenamtliche – Regina Hartzdorf
Hinweise - Impulse	34	Graffiti, Rap & Kirchenchor
	35	Neugeborenentasche und Glaubensrucksack des Bonifatiuswerkes

Mit der Geschichte leben 20 Jahre Mauerfall

Geschichte als Unterrichtsfach in der Schule: 800 Kaiserkrönung von Karl dem Großen, 1618–1648 der Dreißigjährige Krieg, 17. Juni 1953 der Volksaufstand in der DDR ... Daten, Fakten, historische Zusammenhänge. Damals war Geschichte nicht mein Lieblingsfach – heute lese ich ganz gern geschichtliche Bücher.

Es gibt auch eine Biblische Geschichte. Es ist die Geschichte des alten Volkes Israel, später dann die Geschichte eines Jesus von Nazareth, der aus diesem Volk hervorgegangen ist. Für den Außenstehenden ist sie zunächst ein kleines und für viele relativ unbedeutendes Kapitel der großen Weltgeschichte: eine Geschichte von großen und kleinen Leuten, die von Siegen und Niederlagen erzählt, geschrieben mit der Tinte von Hass und Leidenschaft, Egoismus und Solidarität.

Heilsgeschichte sagen die Theologen. Und jeder wird sich die Frage stellen:

was ist an dieser Geschichte heil oder sogar heilig?

Natürlich wird man auch in der biblischen Geschichte beides finden: Menschen, durch die viel Unheil in die Welt gekommen ist - aber auch solche, die durch ihre Aufmerksamkeit, ihre Treue und Nächstenliebe viel Wärme und Licht in die Welt gebracht haben. Ob nach denen die Heilsgeschichte benannt ist?

20 Jahre Mauerfall – überall werden in christlichen Kirchen und Einrichtungen Gedenk- und vor allem Dankgottesdienste gefeiert. Was zieht die Menschen in diesen Tagen in die Kirche? Warum feiern wir Gottesdienste (in katholischen Kirchen Eucharistie), um dieser friedlichen Revolution zu gedenken?

Auf diese Frage lassen sich kurze und klare Antworten geben: Eucharistie heißt übersetzt Danksagung. In vielen Gottesdiensten stehen am An-



Dompropst Dr. Stefan Dybowski



20 Jahre Mauerfall – überall werden in christlichen Kirchen und Einrichtungen Gedenk- und vor allem Dankgottesdienste gefeiert. Was zieht die Menschen in diesen Tagen in die Kirche?

Das Bild zeigt die durch die Mauer getrennte Pfarrgemeinde St. Michael: Die Michaelskirche in Ostberlin ist sichtbar, der Neubau der Westberliner Michaelskirche in der Waldemarstraße ist nicht abgebildet.

*Bild:
Diözesanarchiv, ebenso Titelseite*



*Die St. Michaelskirche von Westberlin aus fotografiert.
Bild: Diözesanarchiv*

fang eine Besinnung und ein darauffolgendes Schuldbekentnis. In den Fürbitten tragen die Menschen ihre Sorgen um den Erhalt von Freiheit, Sicherheit und Frieden vor Gott. Und am Ende steht die Bitte um den Segen Gottes. In den einzelnen Elementen unserer Gottesdienste finden sich die Dinge, die Menschen mit dem Thema „20 Jahre Mauerfall“ verbinden und auch zum Ausdruck bringen möchten: das Nachdenken und Eingestehen von Schuld, die Bitte um Gottes Segen für die Zukunft und vor allem den Dank.

Doch möchte ich noch einen weiteren Grund in Erinnerung rufen, der dieses geschichtliche Ereignis mit Gott verbindet. Immer wieder haben sich Menschen daran gemacht, die großen Religionen nach ihrem Unterschied zu befragen. Verehren wir den gleichen Gott – vielleicht, ohne es zu wissen? Oder gibt es Unterschiede? Warum stellen Menschen diese Fragen, wen die Muslime oder Buddhisten, Juden oder Christen verehren? Religion hat etwas mit Anbindung zu tun. An wen würden Sie sich binden, wem sich anvertrauen, für welchen Gott würden Sie ihr Leben wagen?

Wenn man die alten Griechen und Römer gefragt hätte, wo ihre Götter wohnen, würde man auf den Olymp verwiesen. Dort war der Wohnort der Götter. Doch wehe dem, der auf den Olymp steigen und den Göttern zu nahe kommen wollte. Die Götter waren unnahbar und unberührbar. Und wer es wagte, den Göttern zu nahe zu kommen, musste mit verachtenden Konsequenzen rechnen.

Wo wohnt Gott? Die biblische Geschichte des Alten Testaments erzählt von einem Gott, der mit seinem Volk Israel mitgezogen ist.

Damit war dieser Gott den Menschen nicht fern. Er war bei Ihnen. Eine noch deutlichere Antwort gibt das Neue Testament. Seit der heiligen Nacht von Betlehem ist Gott ein sterblicher Mensch geworden, ist in die Geschichte – in unsere Geschichte, so wie wir sie oben beschrieben haben – eingegangen. Ein Gott, der Hunger und Durst, Müdigkeit und Enttäuschung erlebt hat, ein Gott der berührbar geworden ist für uns Menschen.

Menschen werden weiterhin Kriege führen und hoffentlich auch wieder Frieden schließen, Mauern errichten und diese Mauern irgendwann auch wieder einreißen. Die Geschichte wird weiter geschrieben; das haben die Menschen zu allen Zeiten erlebt – auch heilige Menschen. Aber seit Jesus Christus hat die Geschichte eine andere Dimension bekommen. So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern das ewige Leben hat (Joh 3,16). Mit einem solchen Glauben bleiben mir Kriege und Mauern nicht erspart, aber ich kann sie durchstehen und – mit Gottes Hilfe – auch überstehen. Und mit diesem Gott überspringe ich Mauern – vor und nach der Wende.

„Eine Verweigerung bewirkt zwar unpolitisches Verhalten, ist aber nicht a-politisch“

INFO: *Sehr geehrter Herr Kardinal, vor 20 Jahren sind Sie mitten in der Zeit des heißen Herbstes Bischof von Berlin geworden. Am 24. Juni 1989 wurden Sie zum Bischof ernannt. Am 9. September folgte die Bischofsweihe in der St. Hedwigs-Kathedrale und am 10. September feierten Sie mit den West-Berliner Katholiken in St. Matthias ein erstes Pontifikalamt. Wie haben Sie diese Zeit in Erinnerung?*

Kardinal Sterzinsky: Wie bin ich nach Berlin gekommen? – mit Gelassenheit und Vertrauen einerseits, mit Bangen und Unsicherheit andererseits. Ich habe alle Stellen mit Gelassenheit und Vertrauen angetreten, weil ich mir sagte: Ich habe mich nicht um die Stelle bemüht, ich habe mich auch nicht um die Bischofsstelle in Berlin beworben, sondern ich bin einem Ruf gefolgt, also war ich gehorsam, und dann tragen andere die Verantwortung. Eigentlich trägt der die Verantwortung, der hinter diesem Ruf steht: das ist Gott.

Trotzdem bin ich mit Bangen gekommen und auch mit Unsicherheit, denn mir war Berlin weder gelegen noch bekannt. Ich kannte aus Ostberlin einen Teil der Priester, einige wenige Orte und Einrichtungen, aber nicht alle. West-Berlin war mir ganz unbekannt. Ich wusste, dass die Pastoral dort anders ist, ich wusste, dass es dort Einrichtungen gibt, die anders strukturiert und begründet waren.

Und dann brodelte es. Es waren soziale und politische Veränderungen zu erwarten, und doch waren sie auch nicht zu erwarten. Ich wollte

das bisher übliche Programm fahren, wie man es im ersten Jahr macht. Wenn man als Pfarrer irgendwohin kommt, soll man es im ersten Jahr halten wie der Vorgänger. So habe ich es als Generalvikar gemacht und so wollte ich auch als Bischof handeln. Erst sehen, dann urteilen und danach beim Handeln etwas ändern. Und in der Bischofskonferenz wollte ich es erst recht so machen. Von Kardinal Meisner wusste ich, dass er großen Wert darauf gelegt hatte, den gleichen kirchenpolitischen Kurs zu fahren wie sein Vorgänger. Und ich wollte als Neuling natürlich schon gar nicht anders fahren als meine Vorgänger. Aber ich sah auch ganz genau: Ein Wandel steht bevor und Änderungen müssen kommen. In der Bischofskonferenz gab es verschiedene Meinungen. Einige Bischöfe sagten: Nur vorsichtig! Auch die Berater sagten: Vorsicht! Wir könnten in die falsche gefährliche Richtung gehen. Andere sagten: Nein, nur Mut! Es gab Arbeitspapiere innerhalb der Berliner Bischofskonferenz, die die gesellschaftliche Verweigerung im Widerspruch zu den Entscheidungen des Zweiten Vatikanums und päpstlichen Verlautbarungen sahen. Das Dresdener Katholikentreffen hatte einige Signale der Öffnung gegeben. Die Ökumenische Versammlung hatte manches auf den Weg gebracht. Es war ein Bangen und eine Unsicherheit auch bei mir. So ist mir die Zeit in Erinnerung.

INFO: *Sie mussten sich sehr schnell zur Fluchtbewegung aus der DDR und den Demonstrationen in Leipzig, Dresden und Berlin äußern und*

Interview mit Kardinal Sterzinsky



*Georg Kardinal Sterzinsky
Erzbischof*

Der Erfurter Generalvikar Georg Sterzinsky wurde wenige Wochen vor dem Fall der Berliner Mauer Bischof von Berlin. 20 Jahre nach dieser „stürmischen“ Zeit erinnert sich Georg Kardinal Sterzinsky an seine Anfangszeit in Berlin; er äußert sich zu den Bemühungen um die innere Einheit des Bistums und er zeichnet die Herausforderungen auf, vor denen wir heute stehen.

Das Interview führten Ute Eberl und Hermann Fränkert-Fechter.

haben zum Verbleib in der DDR aufgerufen. Wie haben Sie die politische Situation eingeschätzt und was war Ihre Absicht?

Kardinal Sterzinsky: Ich habe als Generalvikar in Erfurt viel damit zu tun gehabt, dass Bürger der DDR die Ausbürgerung beantragt haben. Und viele haben gewusst, ein Generalvikar hat Verbindung mit dem bekannten Rechtsanwalt Vogel und kann da befürwortend eintreten. Ich habe dann immer über Caritasdirektor Puschmann die Verbindung zu Rechtsanwalt Vogel hergestellt. Ich hatte auch Aufsehen erregt, als eine ganze Gruppe aus dem Kreis Sömmerda den Erfurter Dom besetzt hielt, gerade als Bischof Wanke nicht da war. Einige Tage waren die dort, und ich bekam viel zu tun mit der Staatssicherheit und den staatlichen Behörden in Erfurt. Diese Menschen haben dann die Ausreise bekommen unter dramatischen Umständen. Also war bekannt, dass ich einer von denen bin, die in aller Öffentlichkeit für Ausreisemöglichkeiten eingetreten sind. Jeder Mensch hat von Natur aus das Recht auf Freizügigkeit. Aber dann musste ich erkennen, dass das allmählich besorgniserregende Ausmaß annahm. Die Leute fliehen in die Botschaften in Prag und in Budapest und bilden dort Lager. Das geht überhaupt nur im Sommer. Und wie die Menschen in Ungarn an die österreichische Grenze drängen. Die überlegen sich überhaupt nicht mehr, was sie tun. Wie sie in Berlin versuchen, in die Ständige Vertretung zu kommen. Sie kümmern sich nicht mehr um ihre zurückgebliebenen Familienangehörigen. Und dann die politische Überlegung: Was soll aus den Oppositionskreisen in der DDR



Der neue Bischof von Berlin, Georg Sterzinsky, feierte am Tag nach seiner Weihe (10. September 1989) in Westberlin einen Gottesdienst. Während des anschließenden Empfanges überreichten ihm Vertreter des Bundes der Katholischen Jugend einen Boxhandschuh, dessen zweiten sie behielten, um sich gemeinsam durchzuboxen. (KNA-Bild)

werden, wenn viele Menschen das Volk hier einfach verlassen. Und da habe ich am 10. September 1989 in der Predigt in St. Matthias gesagt: Das Verlassen der DDR ist nicht die Lösung für die Probleme in der DDR. Diese Predigt wurde vom Rundfunk übertragen und daraufhin gab es eine große Entrüstung: Der neue Bischof von Berlin macht den Bürgern der DDR das Recht auf Freizügigkeit streitig. Ich hatte auch in aller Vorsicht gefragt, ob die Flucht für den Einzelnen nicht die Flucht in ein bequemer Leben ist – aber deshalb nicht schon von Gott gewollt, weil nicht für die Gesellschaft die beste Lösung.

Ich habe nicht gesagt: Der Einzelne habe nicht das Recht, sondern: Wir sind gewissermaßen in einem Dilemma, einerseits hat jedes Individuum das Recht auf Freizügigkeit und andererseits stellt sich die Frage, wie

die DDR reformiert werden soll, wenn so viele Menschen sie verlassen. Ich hatte damals die Absicht zu sagen: Wir können in der DDR nur etwas erreichen, wenn wir hier bleiben und uns an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligen. Und in dem Sinne habe ich gesagt – nicht bei der Predigt, aber sonst –: An den Demonstrationen sollten die Bürger teilnehmen. Sie sollten nur zusehen, dass sie selbst keine Gewalt anwenden, um nicht den staatlichen Mächten einen Vorwand zu geben, Gewalt anzuwenden.

INFO: *Direkt zur Wendezeit Herr Kardinal, haben Sie ja deutlich Stellung bezogen. Die Jahre davor, als schon dieses Brodeln zu spüren war, hat die Katholische Kirche im Vergleich zur Evangelischen Kirche eher Abstinenz geübt. Warum hielt man sich politisch so sehr zurück?*

Kardinal Sterzinsky: Den politischen Kurs hatte vor allem Kardinal Alfred Bengsch vorgegeben. Für ihn war klar: Eine Verweigerung bewirkt zwar unpolitisches Verhalten, ist aber nicht a-politisch. Das heißt, sie hat eine politische Wirkung. Allein die Tatsache, dass man uns politisch tätig sehen möchte und wir uns verweigern, ist ein politisches Zeugnis und hat eine politische Wirkung. Innerhalb des sozialistischen Blocks war man sich im Ziel einig, dass die Religion überwunden werden muss, über die Wege dahin war man sich aber nicht einig. Merkwürdigerweise war in jedem sozialistischen Land die Religions- und Kirchenpolitik anders. In der DDR wollte man die kirchlichen Kräfte einspannen und dienstbar machen, damit sie nicht in die Opposition gehen. Die staatlichen Kräfte haben immer gesagt: Bloß keine Märtyrer! Märtyrer haben die Kräfte des Glaubens gestärkt. Wir

müssen die Kirche einspannen, dann können wir sie für unsere sozialistische Sache, die Sache des Friedens und der Arbeiterklasse, dienstbar machen. Kardinal Bengsch hat deswegen gesagt: Wir verweigern uns. Wir werden politisch nicht tätig. Dazu kam ein Zweites: Wir wollten doch gerade in Berlin die Einheit des Bistums wahren. Das hatte auch einen politischen Grund: Die aufgezogene Grenze darf moralisch nicht anerkannt werden. Der Preis ist, dass wir in Ost und West in mancher Hinsicht in gleicher Weise verfahren mussten. Deswegen hat Kardinal Bengsch nur selten und nur für strikt religiöse Sendungen sich der Sender in West-Berlin bedient. Er sagte: Wenn ich das im Westen mache, muss ich es womöglich auch im Osten machen. Dann aber bin ich nicht sicher, was aus meinen Worten gemacht wird.

Dann spielte eine weitere Überlegung eine Rolle, die auch in den Texten des Zweiten Vatikanums zu Grunde gelegt war: Die Kirche als

Ganzes kann eigentlich nur die Grundsätze der Soziallehre und der Gesellschaftslehre verkünden. Die einzelnen Christen müssen sie anwenden. Und da kann es durchaus unterschiedliche Meinungen geben.

INFO: *Nach der Wende haben katholische Gläubige in erheblichem Maß an der Gestaltung der Gesellschaft und am Aufbau neuer Strukturen in Ostdeutschland mitgewirkt. Pfarrer übernahmen die Moderation bei den Runden Tischen und katholische Laien wurden in politische Ämter gewählt. Was haben sie bewirken können?*

Kardinal Sterzinsky: Positives! Positives! Pfarrer haben als Moderatoren gewirkt und Laien sind in die Politik gegangen. Die Christen waren es gewöhnt, in ihrer kirchlichen Arbeit frei zu sprechen. Damit ist das rein Rhetorische gemeint, aber auch die Fähigkeit, Diskussionsbeiträge zu liefern und nicht nur in gestanzten und vorgeformten Reden sich zu arti-

kulieren. Aktive Christen sagten dann: Wenn andere das nicht wollen oder nicht können, dann machen wir es. Es hat nicht lange gedauert, dann haben sich auch Katholiken, den Mehrheitsverhältnissen der Bevölkerung entsprechend, wieder zurück gezogen oder sind nicht wieder gewählt worden. Es war aber gut, dass sich Pfarrer und Laien betätigt haben. Sie haben die Übergangszeit gut bewältigt. Dafür müssen wir sehr dankbar sein.

INFO: *Herr Kardinal, haben Sie in den ersten Jahren nach der Wende im ehemaligen Ostteil unseres Erzbistums anders gepredigt als im ehemaligen Westberlin?*

Kardinal Sterzinsky: Ich glaube, am Anfang nicht bewusst, aber dann doch ganz bewusst. Ich habe festgestellt, dass sich nicht nur zwischen der Großstadt Berlin und den ländlichen Gemeinden Brandenburgs und Vorpommerns, sondern auch zwischen Ost- und Westberlin unterschiedliche Mentalitäten auswirkten im innerkirchlichen Leben. Ich habe eine Zeitlang überlegt, woran das wohl liegt, bis ich auf die Aussage einer Frau gestoßen bin, die sagte: „Wir im Westen denken, Ihr im Osten seid fromm, aber doof. Und im Osten sagt man: Ihr im Westen seid zwar gescheit, aber Ihr seid nicht fromm.“ Da habe ich gesagt: Die Frau bringt eine weitverbreitete Meinung zum Ausdruck, man muss es nur etwas vorsichtiger formulieren. Theologisch gesprochen lebt die Kirche immer aus der *Communio* und der *Missio*. Und so hat man im Osten die *Communio* gelebt: Wir sammeln uns in der Kirche, feiern die Sakramente, hören und feiern das Wort Gottes



Bei dem Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl am 19. und 20. Dezember 1989 in der DDR, kommt es auch zu einem Treffen mit Katholischen Bischöfen.

KNA-Bild: Bischof Georg Sterzinsky, Bischof Joachim Reinelt, Prälat Gerhard Lange, Dieter Grande, Helmut Kohl und Norbert Blüm.

und leben die Caritas ganz innerkirchlich. Nach draußen können wir sowieso nichts tun. Die Gemeinden waren sehr priesterzentriert und hörten auf die kirchliche Autorität und blieben unter sich. Da muss man nicht sagen: die sind fromm, aber doof, sondern man kann sagen: Die sind wirklich fromm und gläubig, sie vernachlässigten aber die Präsenz in der Gesellschaft. Die Westberliner Katholiken waren dagegen sehr mit der Weltverantwortung beschäftigt. Sie hatten ihre Verbände und ihre sozialen Werke, die beziehen Stellung zu allen Lebensfragen, die beschäftigen sich mit Gaudium et spes und sind überall zur Stelle. Sie kommen weniger dazu, sich mit den inneren Fragen des Glaubens zu beschäftigen. Mit Mühe kriegen sie gerade noch die Sonntagsgottesdienste hin. Den Religionsunterricht haben sowieso die Katecheten in den Schulen übernommen usw. Und dann sagen die im Osten: Ihr seid zwar tüchtig und klug, aber Ihr seid ja gar nicht mehr richtig fromm.

Als mir das bewusst wurde, wusste ich, dass hier komplementär gepredigt werden muss. In den östlichen Gemeinden muss ich sagen, dass wir doch eine Weltverantwortung haben, die wir nicht vergessen dürfen. Und Ihr könnt doch nicht die Verbände verdächtigen, ihr müsst sie nicht nur hinein lassen, sondern selber mitmachen bei den Verbänden. Und im Westen muss ich sagen, wenn Ihr nicht an der Quelle bleibt, dann wird Eure Verbandsarbeit oberflächlich und Eure Verbände verlieren an Kraft und Überzeugung. Deswegen habe ich im Osten und Westen mit unterschiedlichen Akzentsetzungen gepredigt.

INFO: *Ein leidvolles Thema war die Aufarbeitung der unerlaubten Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit und anderen staatlichen Stellen der DDR. Was haben die Untersuchungen ergeben und wie wurde mit Geistlichen und Laien verfahren, die als Stasispitzel tätig waren?*

Kardinal Sterzinsky: Es ist schwer, in wenigen Sätzen das zu sagen. Es ist auch sehr differenziert! Es gab Mitarbeiter der Katholischen Kirche, vor allem Priester, die einfach beobachtet und abgeschöpft wurden und deswegen eigentlich Opfer waren. Sie wurden trotzdem als IM – Informelle Mitarbeiter – registriert, ohne dass sie es wussten und ohne dass sie etwas dafür konnten. Andere sind verleitet worden, Nachrichten für die Staatssicherheitsbehörde zu geben, um für die Gemeinde Vorteile zu bekommen, z. B. irgendeine besondere Erlaubnis oder irgendwelche Materialien für den Bau. Wieder andere haben sich verleiten lassen, für sich Vorteile wie z. B. eine Reiseerlaubnis zu erlangen. Einige wenige haben sich auch erpressen lassen, weil sie straffällig geworden sind und der Strafe entgehen wollten. Erpressungen gab es auch bei moralischen Verfehlungen. Und Sie fragen, wie wir damit umgegangen sind? Wir haben alle überprüft, bei denen ein Verdacht aufkam; ebenso alle in leitender Stellung und alle, von denen eine IM-Tätigkeit bekannt wurde. Weil die meiste IM-Tätigkeit Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre passiert ist, waren also ältere Mitarbeiter im Blick, die nach der Wende dann schon pensioniert waren. Deswegen ist dann die Rüge, die sie vom Bischof bekommen haben, nicht an die Öffentlichkeit gekommen. Oder diese Mitarbeiter wurden in den Ruhestand versetzt, ohne dass der

Grund in der Öffentlichkeit genannt wurde. Der größere Teil der kirchlichen IM war bereits tot. Auf's Ganze gesehen ist die Katholische Kirche gut dabei weggekommen. Die Stasi-Mitarbeit von kirchlichen Angestellten und Priestern war eine Randerscheinung. Und vor allem aus den 80er Jahren haben wir fast keinen, der sich hat verleiten lassen. Schaden angerichtet hat fast keiner. Schlimm waren einige Zuträger aus den Kolpingsfamilien.

INFO: *Das Ringen um innere Einheit des Erzbistums war ein mühsamer Weg. Es gab in vielen Bereichen Doppelstrukturen, die zusammengeführt werden mussten. Was war Ihre Leitidee bei der Zusammenführung des Bistums?*

Kardinal Sterzinsky: Wir haben in der Zeit der Teilung Berlins die Einheit des Bistums bewahren können, aber eins war nur der Bischof, das Domkapitel und die Kathedrale, sonst war alles doppelt vorhanden. Es gab zwei Ordinariate, wir hatten zweimal die Diözesancaritas, es bestand der Hedwigschor in Ost- und Westberlin. Auch die Seelsorgeämter waren doppelt vorhanden und jedes war voll funktionsfähig. Wer sollte nun also zurücktreten? Das war nicht nur eine finanzielle Frage, denn in den Dienststellen wurde in unterschiedlichen Strukturen und nach unterschiedlichen Konzepten gearbeitet. Und deswegen haben wir gesagt: Lassen wir sie erst noch eine Weile arbeiten, aber sie sollen kooperieren. Später nahmen wir sie unter ein Dach. Das nannten wir dann konvenieren. Und erst dann haben wir fusioniert. Manches haben wir doppelt besetzt gelassen, aber bei nächster Gelegenheit zusammengelegt. Damit waren schon die ersten Kündigungen und Umbesetzungen

verbunden und das war sehr schmerzlich. Geklappt hat es eigentlich nur bei den beiden Generalvikaren. Beide sagten, der Andere soll die Aufgabe übernehmen. Ich musste die also überreden, dass es einer wenigstens machte. Aber schon bei den Seelsorgeamtsleitern wollte jeder bleiben. Also, das war schwierig. Communio und Missio gaben dann das Leitbild, um komplementär arbeiten zu können! Die aus dem Osten hatten mehr das Eine, die aus dem Westen mehr das Andere – beides musste zusammengeführt werden. Innerhalb des Seelsorgeamtes konnte man so voneinander lernen. Allgemein gesagt: Aus zwei mach eins ist schwerer als umgekehrt. Neugründungen sind leichter als Fusionen. Dass haben wir auch später erfahren bei Pfarrefusionen.

Die Komplementarität gab es in der Finanzwirtschaft nicht. Da machte derjenige, der aus dem Osten kam, jetzt die rein technische Arbeit, aber wie Finanzen nun zu verwalten sind, das wusste jetzt eigentlich nur noch der aus dem Westen.

Die Caritasverbände mussten sowieso neu strukturiert werden, indem die östlichen Caritasverbände Verbandsstrukturen übernahmen, die hatten sie ja noch gar nicht. Im Bereich Bau und Liegenschaftswesen musste eine Neukonzeption her, weil im Osten ja eigentlich alles nur behelfsweise durchgeführt worden war. Es gab keine leitende Idee für alle Dezernate des Bischöflichen Ordinariats. Die Grundstruktur des westlichen Ordinariats wurde genommen und für jedes Dezernat musste eine neue Leitidee entwickelt werden.

INFO: *Im Jahr 1990 wurde die Berliner Bischofskonferenz aufgelöst. In den Jahren 1990-1996 waren Sie Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft der Bischöfe der Deutschen*

Bischofskonferenz – Region Ost“ bis zu deren Auflösung. Finden heute die pastoralen Anliegen der ostdeutschen Bischöfe ausreichend Platz in der Deutschen Bischofskonferenz?

Kardinal Sterzinsky: Zuerst einmal muss man sagen, dass die Bischöfe in der DDR keine Bischofskonferenz werden wollten. Dies geschah auf Drängen von Papst Paul VI. Sie wollten keine eigene Bischofskonferenz, weil damit so etwas wie eine völkerrechtliche Anerkennung der deutsch-deutschen Grenze gegeben sein konnte. Im Jahr 1976 hat der Papst dann die Berliner Ordinariatenkonferenz zur Bischofskonferenz erhoben. Im Frühjahr 1990 tagte die Berliner Bischofskonferenz in Berlin, und wir Bischöfe hatten eine Einladung zu der gleichzeitig in Augsburg tagenden Deutschen Bischofskonferenz. Dann sind wir dorthin gefahren und haben gesagt: Natürlich werden wir einmal eine Konferenz werden, wenn die Deutsche Einheit kommt, aber jetzt haben wir in der DDR ein pastoral so eigen geprägtes Gebilde, dass wir noch eine eigene Konferenz bleiben müssen. Was waren die Bischöfe der Deutschen Bischofskonferenz enttäuscht! Sie dachten, die Berliner Bischofskonferenz hat sich überlebt. Im Herbst 1990 wurden wir Bischöfe wieder nach Fulda als Gäste eingeladen und stellten den Antrag, dass unsere Berliner Bischofskonferenz aufgelöst und in die Deutsche Bischofskonferenz aufgenommen wird. Und da meldete sich der Apostolische Nuntius und sagte: Sie können nicht einfach die Konferenz auflösen. Das ist eine Sache des Vatikans. Erst Monate später wurde die Auflösung und Eingliederung von Rom aus vollzogen und die „Arbeitsgemeinschaft der Bischöfe der Deutschen Bischofskonferenz – Region Ost“ gegründet.



*Kunstprojekt der Theresienschule:
„Ost und West reichen sich die Hände.“*

Und dann aber zu Ihrer Frage, ob unsere pastoralen Anliegen ausreichend Platz in der Deutschen Bischofskonferenz finden. Das war unsere Sorge am Anfang auch. Wir können uns zu Wort melden, und werden ernst genommen, aber wir vertreten natürlich wenige Katholiken. Es gibt Kommissionen in der Bischofskonferenz, in denen unter den Beratern kaum ein Vertreter aus den östlichen Bundesländern ist, weil uns in den kleinen Diözesen die Fachleute fehlen. Deswegen kann man sagen: Wir Bischöfe sind in die Deutschen Bischofskonferenz integriert, wir vertreten aber nur sehr wenige Katholiken aus den östlichen Bundesländern.

INFO: *Ist Ihrer Meinung nach die Deutsche Bischofskonferenz ausreichend hier in Berlin, in der Bundeshauptstadt vertreten?*

Kardinal Sterzinsky: In politischer Hinsicht gibt es durch das Kommissariat der Deutschen Bischofs-

konferenz, das Katholische Büro, eine gute Vertretung in der Bundeshauptstadt. Ansonsten ist es schwer zu beurteilen, ob es besser wäre, wenn das ganze Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz hier wäre. Vor Jahren wurde darüber ausführlich debattiert und dann ist die Abstimmung erfolgt: Das Sekretariat bleibt vorläufig in Bonn und nach fünf Jahren sollte neu abgestimmt werden. Ich möchte diese Abstimmung heute nicht veranlassen, die fünf Jahre sind inzwischen um. Es gäbe erneute Unruhe in Bonn und Umgebung und es gäbe neue Unruhe hier in Berlin, wenn wir eine Bleibe schaffen müssten. Damals drängte die Entscheidung, weil das Haus der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn marode war. Es musste neu gebaut werden und es sollte so gebaut werden, dass das Gebäude ohne finanziellen Verlust einer anderen Zweckbestimmung zugeführt werden könnte, wenn denn eine Verlegung nach Berlin geschehen sollte. Ich weiß nicht, ob die Kirche und die Diözesen in Deutschland in der Öffentlichkeit mehr im Blick wären, wenn das Sekretariat seinen Sitz in Berlin hätte und ob die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Sekretariat einen anderen Blick für die Welt bekämen, wenn sie in Berlin leben würden. Ob das von Vorteil wäre, das weiß ich nicht, denn Berlin ist säkularer als Bonn. Von mir aus möchte ich die Frage des Umzugs nach Berlin nicht neu stellen.

INFO: *Das Bistum Berlin hat sich sehr bemüht, kirchliche Strukturen und Einrichtungen hauptstadtgerecht zu gestalten. Wo liegen die Schwerpunkte des Erzbistums in der Hauptstadtpräsenz?*

Kardinal Sterzinsky: Für uns kommt das, glaube ich, vor allem an drei Stellen richtig zum Ausdruck: Erstens in der Katholischen Akademie. Träger ist vor allem das Erzbistum Berlin und die Nachbarbistümer zu einem geringen Teil. Wir haben als Akademie in der Hauptstadt Aufgaben, die das ganze Deutschland in den Blick nehmen müssen. Es bleibt die föderale Struktur, aber Berlin ist eben doch die kulturelle und die politische Hauptstadt für alle. Wir werden vom Verband der Diözesen unterstützt. Die finanziellen Mittel für die nötige Personalausstattung der Akademie reichen jedoch nicht aus. Vergleichbare Städte mit vergleichbaren Akademien sind viel besser ausgestattet. Aber auch wenn wir nicht das nötige Finanzpolster haben, ist die Arbeit anzuerkennen, die in der Katholischen Akademie geleistet wurde und wird. Dann nenne ich zweitens die Katholische Hochschule für Sozialwesen mit dem Institut für christliche Ethik und Politik, das eine Bedeutung und Wirkung bei der sozialetischen Diskussion in der Bundeshauptstadt hat. Immer wieder werden wir als Katholische Kirche in der Bundeshauptstadt gefragt und es wäre schon gut, wenn wir noch mehr Kapazität hätten. Drittens gibt es sehr viele Veranstaltungen in Berlin, bei denen wir als Katholische Kirche zur Stelle sein müssten. Da müssten wir wirklich für die Öffentlichkeitsarbeit personell und finanziell besser ausgestattet sein, als wir es sind.

INFO: *Die Erwartungen, dass die ehemalige DDR-Bevölkerung den Weg in die Kirchen findet, haben sich nicht erfüllt. Die Deutschen Bischöfe haben Deutschland als Missionsland beschrieben. Wie müssen wir in der heutigen Situation die Pastoral ausrichten?*

Kardinal Sterzinsky: Es war naiv anzunehmen, dass die Menschen in den östlichen Ländern nun in die Kirche strömen. Sie waren zwar als Christen bedrängt, aber sie waren nicht so verfolgt, dass sie nur darauf warteten, dass endlich die Verfolgung aufhörte und sie sich taufen lassen können. Der Osten, speziell der Nordosten des jetzigen Deutschland war schon immer eine spärliche Diaspora. Und so viele Jahre des Verschweigens Gottes in der Öffentlichkeit hinterlassen tatsächlich eine Unempfänglichkeit für die Botschaft Gottes. Es ist nicht so, dass die Sehnsucht nach Gott, die im Menschen schlummert, dann auf einmal wach wird. Wir waren und sind Diasporagebiet. Aber es ist mittlerweile die Einsicht gewachsen, dass Diaspora überleben kann, wenn sie missionarisch wird. Das ist neu, das ist epochal neu!

Bisher hat man immer gesagt, dass die Diaspora nur drei Generationen überlebt, wenn sie sich nicht durch Zuzüge regeneriert. Das war eine alte Erfahrung. Diaspora muss deshalb zuerst bewahrende Seelsorge sein und wird trotzdem nur drei Generationen überleben. Sie lebt immer vom Zuzug. Nach drei Generationen stirbt sie aus, der Sog des Milieus ist stärker selbst als die bewahrende Seelsorge. Und hier kommt noch dazu, dass viele sogar weg gewandert sind; die Zugezogenen, die Vertriebenen, die sind ja auch gar nicht hier geblieben, die haben sich gar nicht verwurzelt.

Aber ich glaube, das ist eine neue Einsicht und Erkenntnis: Es entsteht eine andere Art von Diaspora, wenn sie nicht von vorneherein nur auf Bewahrung aus ist, sondern wenn sie missionarisch ist!

INFO: *Herr Kardinal, wir danken Ihnen ganz herzlich für das Gespräch.*

„Der 9. November ist eine notwendige Konsequenz des 9. Oktober“

INFO: *Sehr geehrte Frau Meyer, sehr geehrter Herr Prof. Meyer, am 22. Oktober 1989 wurde in der Pfarrgemeinde Potsdam-Babelsberg eine „Katholische Laieninitiative“ gegründet. Sie waren maßgeblich an dieser Gründung beteiligt. Was hat Sie in dieser Wendezeit bewegt, als katholische Laien aktiv zu werden?*

Hans Joachim Meyer: Der 22. Oktober war der Abschluss eines längeren Prozesses. Wir hatten uns natürlich schon vorher wiederholt getroffen, bevor es zu diesem Aufruf zu einer katholischen Laieninitiative kam. Was viele katholische Christen in der DDR umtrieb, war das Gefühl, zu wenig sichtbar zu sein, zu wenig zu tun für eine Veränderung der Situation. Es lag ja in der Luft, dass etwas geschehen musste und wir wussten, dass viele Menschen sich zunehmend engagierten. Wir waren zum Katholikentreffen in Dresden 1987 gewesen; es gab die Ökumenische Versammlung, deren Papiere wir in unseren Familienkreisen eingehend erörtert hatten; es gab auch eine den ganzen Ostteil des Bistums erfassende Aktion der Vertreter der Dekanatsräte mit Pfarrer Alfons Kluck. Ich war damals im Beirat der Studienstelle bei der Bischofskonferenz, dem auch andere Laien angehörten, und hatte auf diesem Wege erfahren, dass auch woanders darüber nachgedacht wurde, was man tun könnte. Und da es sich als schwierig erwies, eine über die DDR sich erstreckende Laienbewegung zusammen zu bringen, haben wir einfach angefangen und zugleich versucht, mit den Anderen in Kontakt zu kommen, damit sich so etwas wie ein Netzwerk ausbreiten konnte.

Rasch gehörten Katholiken aus allen Potsdamer Gemeinden zu unserer Laieninitiative. Und bald hatten wir Kontakt zu ähnlichen Gruppen in Berlin und in anderen Orten.

INFO: *Für die Kirche in der DDR liefen die Kontakte zum Staat fast ausschließlich über die Bischöfe und die von ihnen beauftragten Personen. Haben Sie das als eine Einschränkung von Laien empfunden, die man in dieser Situation durchbrechen musste?*

Hans Joachim Meyer: Ich denke, dass über lange Zeit der Kurs der Bischofskonferenz – wie er besonders von Alfred Bengsch formuliert worden ist – richtig war. Eine klare Distanz zum Staat, die Konfliktpotenziale auf jene besonders wichtigen beschränken, die grundsätzliche Fragen des Glaubens und der Kirche berührten, und sich nicht auf Aktionen oder Kontakte einzulassen, von denen voraussichtlich nur die andere Seite einen Gewinn haben könnte. Eine solche Haltung, die man ja als „schweigende Kirche“ beschrieben hat, stand jedoch immer in der Gefahr, gesellschaftliche Entwicklungen nicht rechtzeitig zur Kenntnis zu nehmen. Ich glaube, nur wenige bemerkten, wie sich innerhalb der Gesellschaft der DDR, vor allem aber im übrigen Ostblock, neue Entwicklungen anbahnten. Darauf hat die Katholische Kirche zu spät reagiert. Ein wichtiger Wandel in dieser Zurückhaltung vollzog sich beim Katholikentreffen in Dresden, das ja auch so etwas wie eine öffentliche Kundgebung von katholischen Christen war. Weiterführend war der aus meiner Sicht sehr wichtige

Interview mit Irmgard Meyer und Prof. Hans Joachim Meyer zum 20. Jahrestag des Mauerfalls



Professor Dr. Hans-Joachim Meyer

Der scheidende Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Prof. Dr. Hans-Joachim Meyer, hat seit der Wende in Deutschland wichtige Ämter im Laienkatholizismus und in der Politik wahrgenommen. Er war Minister für Bildung und Wissenschaft in der Regierung de Maiziere und anschließend Minister für Wissenschaft und Kunst im Land Sachsen.

Ein wichtiger Ausgangspunkt für sein Engagement war die Gründung der „Katholischen Laieninitiative“ in der Pfarrgemeinde Potsdam-Babelsberg. Zusammen mit seiner Ehefrau Irmgard Meyer schaut er zurück und gibt eine Standortbestimmung.

Das Foto zeigt Prof. Meyer bei einer Rede in der Humboldt-Universität im Jahr 1990.

Das Interview führte Hermann Fränkert-Fechter.



Irmgard Meyer

Irmgard Meyer war zur Wendezeit Pfarrgemeinderatsvorsitzende in Potsdam-Babelsberg; sie gehörte zu den Mitbegründern der „Katholischen Laieninitiative“. Im Jahr 1989 wirkte sie bei der Auflösung der Potsdamer Stasibehörde mit, später arbeitete sie in der Gauck-Behörde. Das Foto zeigt Frau Meyer in ihrer Tätigkeit als Wahlvorstand bei der ersten freien Volkskammerwahl.

Entschluss der Berliner Bischofskonferenz, mit der Kommission Justitia et Pax an der Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung teilzunehmen. Dadurch wurde der Unterschied zwischen katholischen und evangelischen Christen in ihrer Bereitschaft, sich für gesellschaftlichen Wandel im Lande einzusetzen, jedenfalls teilweise überbrückt. Und das war auch 1989 der Anknüpfungspunkt für gemeinsames Handeln.

INFO: *Frau Meyer, wie haben Sie die Zeit vor dem für die meisten unerwarteten Fall der Mauer erlebt?*

Irmgard Meyer: Mein Mann hat schon die Familienkreise in den Gemeinden erwähnt. Es gab auch in unserer Gemeinde solche Kreise, in denen die Möglichkeit bestand, uns im relativ geschützten Raum über private, religiöse und auch politische Fragen auszutauschen. Ich war zu dieser Zeit Pfarrgemeinderatsvorsitzende in Babelsberg. Ich habe auch mit unserem Pfarrer Konrad Beißel schon recht früh die politischen Umstände besprochen. Und als dann der Herbst 1989 kam und die Demonstrationen angingen, da haben wir gemeinsam versucht, die Gemeinde insgesamt zu mobilisieren und dafür empfänglich zu machen, dass jetzt vielleicht doch ein Zeitpunkt gekommen wäre, etwas in der Öffentlichkeit tun zu können. Unsere drei Kinder (25, 23, 19), die Jungen studierten noch in Weimar, unsere Tochter hatte gerade Abi gemacht, hatten die DDR ja auch mit allen ihren Schwierigkeiten, die ein Christenleben so mit sich brachte, erlebt. Sie waren auch aktiv. Was den Mauerfall betrifft: Am 9. November war einer meiner Westberliner Brüder zu Besuch. Da brauchte man ja kein

Fernsehen. So haben wir das Unglaubliche erst ziemlich spät erfahren.

INFO: *Herr Professor Meyer, welche Veränderungen in der Gesellschaft waren es, die zum Fall der Mauer und zum Zusammenbruch der DDR führten. Welche Wirkkräfte waren aus Ihrer Meinung besonders wichtig?*

Hans Joachim Meyer: Grob gesagt wird man zwei Bewegungen unterscheiden können: Auf der einen Seite gab es Menschen, die schon seit einiger Zeit kritische Vorschläge machten und einen inneren Wandel in der DDR forderten – häufig verbunden mit der Hoffnung, dass die DDR in Richtung eines freiheitlichen oder zumindest menschenwürdigen Lebens verändert werden könnte, ohne damit die sozialistischen Grundlagen prinzipiell in Frage zu stellen. Das stieß auf Seiten des Staates auf harten Widerstand und führte zu Verhaftungen und zu Verfolgungen. Die Hoffnung, die diese sehr unterschiedlichen Gruppen bewegte, richtete sich auf die DDR. Die deutsche Einheit erschien vielen noch als völlig ausgeschlossen und unmöglich. Das galt ja im Übrigen für die allermeisten Menschen in Westdeutschland genauso. Diejenigen, die den Wandel wollten, hatten aus den bitteren und traurigen Erfahrungen vom 17. Juni 1953 bis hin zum Prager Frühling von 1968 die Schlussfolgerung gezogen, dass ein Infragestellen des sozialistischen Charakters lediglich zu einer erneuten Unterdrückung oder Verfolgung führen und jede Art von innerem Wandel abblocken würde. Diese Richtung konnte sich zwar letztlich im geschichtlichen Prozess nicht durchsetzen, hat aber außerordentlich viel dazu beigetragen hat, das Herrschaftssystem in Frage zu

stellen, zu lockern und zu untergraben, und nicht zuletzt das Gespräch in der Gesellschaft offen zu halten. Die Katholische Kirche war gegenüber diesen Kreise zurückhaltend, weil sie es als eine Illusion ansah, auf einen Wandel innerhalb des Sozialismus zu hoffen. Zugleich erschien die Erwartung einer inneren Veränderung damals vielen als die einzige realistische Option.

Die andere große Bewegung stellten eben diejenigen dar, welche die DDR verlassen wollten. Nun wissen wir, dass die beiden christlichen Kirchen immer gesagt haben, dass hier unser Platz ist, weil Gott uns hierher gestellt hat. Und ich halte das auch nach wie vor für eine richtige Position. Zugleich hatten diejenigen, die versuchten, ihre Ausreise in die Bundesrepublik zu erzwingen, in aller Regel nur bei den christlichen Kirchen Unterstützung und praktische Hilfe. Das muss man ja beides zusammen denken. Diese beiden Bewegungen innerhalb der DDR – also diejenigen, die einen Wandel wollten und diejenigen, die das Land verlassen wollten – fanden im September 1989 gleichsam durch den Gang der Ereignisse zusammen. Dresden ist dafür ein klassisches Beispiel: Die Menschen, die dort nach Prag wollten und diese Möglichkeit dann nicht mehr hatten; dann die Züge, die aus Prag über Dresden in die Bundesrepublik führen, und so wieder zum Auslöser der Demonstration wurden und natürlich die Menschen in Dresden, die schon seit längerem den Wandel forderten. Am deutlichsten wurde es dann in Leipzig mit dem Höhepunkt am 9. Oktober. Ich glaube, diese beiden Kräfte muss man zusammen denken. Diejenigen, die das Land verlassen wollten, haben die DDR permanent geschwächt. Aber diejenigen, die im

Land Forderungen formulierten, haben dem Wunsch nach Wandel innerhalb der DDR eine Stimme gegeben. Der 9. Oktober ist - denke ich – der Tag, an dem ein solches Maß von Freiheit durchgesetzt wurde, dass danach eben auch offen über die Frage gesprochen werden konnte: Wie soll denn unser künftiger Weg in der Freiheit sein? Und der entscheidende Punkt ist dann der 9. November, den ich aber immer als eine notwendige Konsequenz des 9. Oktober ansehen würde. Der 9. Oktober ist der große Tag der Freiheit. Die Öffnung der Mauer wäre über kurz oder lang gekommen, denn die Menschen hätten sich die Mauer nicht mehr länger bieten lassen.

INFO: *Im Nachhinein lässt sich eine solche Konsequenz nicht bestreiten. Aber konnte man das in der damaligen Situation erkennen?*

Hans Joachim Meyer: Wer die große Demonstration auf dem Alexanderplatz am Samstag vor dem 9. November gesehen hat, dem musste klar sein: Wenn Menschen in einer so großen Zahl und mit einer solchen Entschlossenheit ihre Freiheit einfordern, da kann man nicht wenige Meter entfernt davon eine Mauer auf Dauer aufrecht erhalten. Ich denke, es war ganz konsequent, dass es wenige Tage danach zum Mauerfall kam – auch, wenn die äußeren Umstände wie ein Zufall aussehen.

INFO: *Für Sie muss 1990 ja ein Wahnsinnsjahr gewesen sein. Sie, Herr Professor Meyer, wurden Vorsitzender des Gemeinsamen Ausschusses katholischer Christen in den neuen Bundesländern und sind in die Politik gegangen. Sie, Frau Meyer beschäftigten sich mit der Aufarbeitung der Stasibehörde.*

Was bewegte Sie in dieser Wendezeit, politisch aktiv zu werden?

Hans Joachim Meyer: Ich war zunächst Minister für Bildung und Wissenschaft in der Regierung de Maizière und dann unmittelbar anschließend Minister für Wissenschaft und Kunst in Sachsen. Die Volkskammerwahl war Ende März 1990 und dann war die Regierungsbildung im April. Seit dieser Zeit war ich in politischer Verantwortung. Man muss sagen, dass seit September 1989 meine Frau und ich pausenlos in irgend welchen Funktionen und Aufgaben unterwegs waren und das war in der Tat etwas, was man sich vorher nicht vorstellt. Plötzlich ist man in einer Situation drin und da gibt es nur eins: Entweder man steigt völlig aus oder man nutzt die große Chance und ist bereit, sich Aufgaben übertragen zu lassen. Das bedeutete damals allerdings, so intensiv und angestrengt leben zu müssen, wie man sich das vorher sicherlich so nicht gedacht hat.

Irmgard Meyer: Ich hatte die politische Arbeit meines Vaters nach dem Krieg erlebt und mit ihm auch das Scheitern der Demokratie. Da ergab sich nach 40 Jahren Diktatur wie von selbst der Wunsch, etwas zu tun. Ernst wurde es für mich im Dezember 1989. Da wurde in Potsdam – einige Zeit bevor das in Berlin passierte – die Stasizentrale gestürmt und kurz nach dieser Inbesitznahme durch die Bürger musste die staatliche Seite, gedrängt vom Neuen Forum, auch irgendwelche Maßnahmen ergreifen. In der Zeitung erschien eine Notiz, in der alle Parteien, Organisationen und Bürgerbewegungen aufgerufen wur-

den, unter der Leitung einer von der Regierung bestellten Person, eine Kommission zu bilden, die die Auflösung der Staatssicherheit betreiben sollte. Unsere „katholische Aktion“ fühlte sich angesprochen und schickte mich dorthin. Ausgerechnet mich. Ab 12. Dezember 1989 durfte ich als Mitglied der Kommission den Gebäudekomplex der Staatssicherheit betreten. Die Stasi auflösen – wer wusste schon, was das bedeutete? Das Personal entlassen, die Akten beaufsichtigen und alles tun, was mit der Auflösung einer solchen Riesenbehörde so zusammen hing? Die Potsdamer Bürgerbewegung hatte beschlossen, den ganzen Gebäudekomplex anderweitig zu nutzen. Der Umzug aus der Stadt heraus war fast ein Rund-um-die-Uhr-Dienst. Von meinem Chef bekam ich eine Freistellung „für gesellschaftliche Tätigkeiten“, wie das damals so hieß – was natürlich in diesem Augenblick ganz besonders komisch war. Überall noch die alten Funktionäre, die alten Polizisten, und wer waren die Mitstreiter in der Kommission? Ich hatte viel Angst in dieser Zeit. Im Februar 1990 setzte der Ministerrat ein Komitee zur weiteren Auflösung der Staatsicherheit ein. Im Arbeitsstab des Bezirkes Potsdam sind wir dann zu dritt damit beschäftigt gewesen, viel über Strukturen und Akten des Ministeriums zu lernen. Wir dachten, es würde ewig dauern, bis man mit allem, was wir da wie vorgefunden hatten, sinnvoll arbeiten kann.

INFO: *Ging es bei Ihrer Tätigkeit in der Potsdamer Stasibehörde nur um Sicherung der Akten oder gab es auch schon Anfragen zu bearbeiten?*

Irmgard Meyer: Als im März 1990 die demokratisch gewählte Volkskammer zusammen trat, wurde schnell die Forderung laut, die 400 Abgeordneten auf eine mögliche Stasimitarbeit zu überprüfen. Und das war natürlich ganz besonders schwierig, weil viele Akten noch in Säcken steckten und unser Wissen, was ihren Aufbau betraf, noch sehr mäßig war. Aber es half nichts. Wir mussten wirklich versuchen, auf Erstanfragen zu antworten und dann die Anfragen des im Juni gebildeten Sonderausschusses der Volkskammer zu erledigen. Natürlich nur die, die in den Bereich der ehemaligen Bezirksbehörde Potsdam gehörten. Das war, wie gesagt, eine sehr schwierige Tätigkeit, aber es hat sich gelohnt. Ich erinnere, dass es insgesamt ca. 50 Abgeordnete waren, die dann aufgefordert wurden, ihr Mandat niederzulegen.

INFO: *Und später in der Gauck-Behörde – welche Aufgaben hatten Sie dort?*

Irmgard Meyer: Die erste wichtigste Aufgabe der Gauck-Behörde war

die Überprüfung für den Öffentlichen Dienst, für Parlamente, Parteien und Verbände. Da ging es darum, an Hand der Akten Auskünfte zu schreiben über die Tätigkeit einzelner Personen für die Stasi oder eben auch darüber, dass es keine Mitarbeit gab. Das Eine war genauso wichtig wie das Andere. Oft mussten ja einfach Verdächtigungen ausgeräumt werden. Die längste Zeit, ab 1992, habe ich aber dann die Akteneinsicht mit den Bürgern betreut, Akteneinsicht vorbereitet und die Gespräche geführt. Das war für uns alle, die wir in der Gauck-Behörde gearbeitet haben, eine schwierige, verantwortungsvolle Arbeit. Es hatte keiner von uns eine psychologische Ausbildung, und Hilfe von außen dürften wir nicht einholen. So eine Akteneinsicht ist schon wirklich für alle Beteiligten eine „ungewöhnliche“ Situation. Wichtig war vor allem, ein Vertrauensverhältnis zwischen Mitarbeiter und Einsehendem aufzubauen. Schließlich, hatten wir, also wieder Fremde, Einblick in sein Leben, oft in sehr persönliche Dinge genommen. Ich hatte über meinem Schreibtisch einen



Montagsdemonstration in Leipzig

Spruch von Max Frisch: „Man sollte die Wahrheit dem anderen wie einen Mantel hinhalten, dass er hineinschlüpfen kann – und nicht wie ein nasses Tuch um den Kopf schlagen.“

INFO: *Wie haben Menschen, die sich mit der Stasi verstrickt und Schuld auf sich geladen haben, reagiert, wenn Sie mit ihrem Tun konfrontiert wurden?*

Irmgard Meyer: Wenn ich jetzt erst einmal an die denke, die sich schuldig gemacht hatten – da gab es recht unterschiedliche Reaktionen: Wut, Rechtfertigung, auch Stolz, Leugnen bis zur Vorlage der schriftlichen Verpflichtung, Herunterreden und Kleinmachen der Schuld. Trauer oder Scham waren selten. Häufig war die Ausrede „Ich habe keinem geschadet“. – Dazu muss man sagen, dass jeder DDR-Bürger schon ganz unbewusst, einem anderen schaden konnte, z. B., wenn man als ganz normaler Mensch irgend einen politischen Witz weiter erzählt hatte, konnte das jemanden in Schwierigkeiten bringen. „Ich wollte keinem schaden“, das hätte man manchem vielleicht abnehmen können. – Aber ich möchte kurz auch etwas zu den Opfern sagen. Hier war besonders wichtig, Vertrauen zu erwirken. Viele wurden sprachlos über das, was ihnen angetan worden war und von wem. Die Trauer und Wut waren natürlich besonders groß, wenn es Angehörige waren, die jemanden bespitzelt hatten. Kollegen – ja, das hatte man sich vielleicht auch schon denken können. Viele haben auch gesagt: Ich möchte gar nicht wissen, wer es war. Wir haben jedem geraten, es sich sagen zu lassen – schon, um Verdächtigungen, die möglicherweise falsch waren, aus dem Wege zu schaffen. Vergebung oder gar Versöhnung zwischen Opfern und

Tätern, denke ich, ist eine ganz persönliche Sache. Es hängt dann wirklich davon ab, ob man miteinander reden kann. Solche Gespräche waren aber die Ausnahme.

INFO: *Können Stasispitzel Ihrer Meinung nach einen Platz in unserer Gesellschaft finden?*

Irmgard Meyer: Ich denke, inzwischen muss man das bejahen. In der ersten Zeit waren der Ärger und die Wut sehr groß. Und da gab es natürlich auch zugegebener Weise sehr viel Emotionen und ungerechte Beurteilungen. Wir haben immer darauf Wert gelegt, dass es Einzelentscheidungen geben muss, dass genau abgewogen werden muss, unter welchen Umständen jemand Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi wurde, aus Überzeugung, Wichtigtuerei oder aus Naivität oder Angst. Es ging bei der Anwerbung auch viel um Erpressung. Angebliche staatsfeindliche Tätigkeit, Nichtanzeige von Ausreisewilligen, Homosexualität, kleine kriminelle Straftaten reichten dazu aus. So gesehen war mancher Täter auch gleichzeitig Opfer. Wir waren damals besonders daran interessiert, dass es keine IM in leitenden Positionen geben sollte; vor allem nicht unter Hochschullehrern und Lehrern, unter Richtern, unter leitenden Angestellten in der Wirtschaft oder im Öffentlichen Dienst. Das galt natürlich sowieso für die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums. Wie wir heute sehen, hat das leider nicht überall geklappt. Die letzteren haben in den meisten Fällen recht gut für sich selber gesorgt.

INFO: *Herr Professor Meyer, die Katholische Kirche war ja nicht ganz unbehelligt von der Unterwanderung durch die Stasi. Wie würden Sie das einschätzen: Hat sich die*

Katholische Kirche durch die von Ihnen auch beschriebene Abstinenz zum politischen Apparat relativ vom Einfluss der Stasi bewahren können?

Hans Joachim Meyer: Das müssten Sie eigentlich meine Frau fragen, weil sie das sicherlich besser beantworten kann. Ich sage es zunächst erst einmal aus meiner Sicht: Die beiden christlichen Kirchen blieben als Handlungs- und Entscheidungsstrukturen intakt im Unterschied z.B. zu den christlichen Kirchen in der Tschechoslowakei oder in Ungarn, wo ja häufig die Beauftragten der Partei oder des Staatssicherheitsdienstes gleichsam neben dem Schreibtisch des Bischofs saßen. So etwas hat es in der DDR nicht gegeben. Die Beeinflussung konnte nur auf geheime Wege erfolgen, d.h. dass man Menschen dazu erpresste oder überredete, mitzuwirken oder Berichte zu geben. Oder dadurch, dass man Menschen in eine kirchliche Struktur einschleuste. Im Vergleich mit der Situation der christlichen Kirchen in Russland, in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Rumänien haben in der DDR die Partei und der Staat die kirchliche Struktur jedoch nicht in die Hand bekommen.

Irmgard Meyer: Wir haben ja seit 1991 in Dresden gelebt und ich kann darum mehr aus der Dresdner Perspektive berichten. Im Bistum Dresden-Meißen gab es sehr bald den Auftrag des Bischofs an Prälat Grande, die Überprüfung aller Geistlichen und aller hauptamtlichen Laien in der Katholischen Kirche zu beantragen. Das ist dort konsequent durchgeführt worden und ich habe

es übertragen bekommen, hier mitzuarbeiten. Es waren einige wenige Geistliche und hauptamtliche Laien unter den IM. Einige waren erpresst worden. Und es gab welche, die auf diesem Weg Bedrohten helfen wollten, die sie um Hilfe gebeten hatten. Leider gab es auch die, die einfach dachten, dass sie Kraft ihrer Intelligenz und ihrer besonderen Stellung mit Leuten von der Stasi schon fertig werden würden. Sie haben dann geplaudert und wurden auf diese Weise ganz einfach „abgeschöpft“. Schriftliche Verpflichtungen wurden von Geistlichen in der Regel nicht verlangt. Im Bistum Dresden-Meißen sind einige Konsequenzen daraus gezogen worden: So wurden in einigen Fällen Priester in eine andere Gemeinde versetzt, nachdem man auch der Gemeinde die Wahrheit gesagt hatte.

Natürlich waren auch Studentengemeinden und Familienkreise besonders im Visier der Stasi. Auch so hat die Stasi durch IM eine Menge über die Katholische Kirche erfahren.

INFO: *Herr Meyer, seit 1992 sind Sie Vizepräsident, seit 1997 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Ihre Nachfolge als Präsident wird derzeit geregelt. Wenn Sie aus dieser Perspektive auf die kirchliche Entwicklung nach dem Mauerfall schauen: Wo stehen wir?*

Hans Joachim Meyer: Wenn man die Situation vergleicht, wie sie 1989/90 war und wie sie jetzt ist, gibt es zwei Unterschiede: 1989 wurden die beiden christlichen Kirchen plötzlich zur einzigen anerkannten Autorität im Osten Deutschlands. Wenn es irgendwo den Vorsitz eines

Runden Tisches zu besetzen gab, ist man fast immer auf die Kirchen zugegangen und es wurde dies auch von allen anerkannt, obwohl ja zu dem Zeitpunkt die große Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr kirchlich gebunden war. Die Kirchen waren wie selbstverständlich diejenigen, die Autorität hatten und die Alternative zum System in der DDR repräsentierten. Das ist natürlich nun alles nicht mehr so. In der freiheitlichen Ordnung sind die Kirchen – um es einmal etwas neumodisch auszudrücken – Sinnanbieter wie viele andere. Sie sind auch nicht mehr die Alternative zu einem feindlichen System. Andererseits gibt es für die kirchliche Arbeit ein weites Spektrum von Möglichkeiten, von denen man 40 Jahre lang in der DDR nur träumen konnte. In Wahrheit überfordert sogar das Maß der Möglichkeiten das, was eine normale Gemeinde in einem der ostdeutschen Länder leisten kann, weil unsere Gemeinden meist zu klein sind für die große Vielfalt des Verbandslebens, das es in Deutschland gibt. Also muss eine neue Form gefunden werden.

Insgesamt wird man wohl sagen müssen, dass die großen Hoffnungen, die Papst Johannes Paul II., aber auch andere, mit der Wende in Europa verbunden haben, nämlich der Chance zu einer Neuevangelisierung, sich so nicht verwirklicht haben. Wir leben in einer Gesellschaft wachsender Individualisierung und Ausfaserung, die ein auf Gemeinsamkeit gerichtetes Leben der Kirche erschwert. Andererseits ist die Gesellschaft in einem sehr viel größeren Maße auf der Suche nach Orientierung, als das vor 1990 der Fall war. Die Teilung Europas hatte auch die Fronten und die Alternativen definiert. Heute ist das sehr viel unübersichtlicher, und wir müs-

sen unter den Bedingungen der Globalisierung uns zu ganz neuen Wegen entschließen und danach suchen.

Die Kirche muss der Gesellschaft Angebote zur Orientierung machen und sie dadurch herausfordern. Allerdings müssen wir uns selbst zu solchen Alternativen erst durchringen. Wir müssen selbst neue Wege erkennen und uns diese dialogisch erarbeiten. Gesellschaftliche Orientierung ist nicht etwas, was gleichsam vom kirchlichen Amt vorgegeben wird und dann auszuführen ist. Das ist ein Bild von Kirche, das immer schon unrealistisch war und das heute erst recht unrealistisch ist. Wer das alte Bild einer Kirche hat, die wie ein Fels in der Brandung steht oder die wie eine geschlossene Formation durch die Gesellschaft marschiert, der wird über die neue Situation unglücklich und enttäuscht sein. Wer sich aber auf die Chancen der Freiheit wirklich einlässt und bereit ist, sie aus dem Glauben zu gestalten, hat nach wie vor große Möglichkeiten eines überzeugenden christlichen Zeugnisses. Wer jemals einen Katholikentag erlebt hat, weiß wie ein solches Ereignis weit in die Öffentlichkeit hinein wirkt. Das ist eine der großen Chancen der Christen in Deutschland, dass es in jedem Jahr ein solches Ereignis gibt – einen Katholikentag oder einen Evangelischen Kirchentag. In welchem anderen Land steht Kirche eine Woche pro Jahr völlig im Mittelpunkt der Öffentlichkeit.

INFO: *Ich danke Ihnen für das Gespräch.*

„Ein Austausch geht in alle Himmelsrichtungen, auch in die politischen Nachbarbistümer“

INFO: Sehr geehrter Herr Generalvikar Rother, am 09. November 1989 konnten wir auf allen Kanälen die Worte „Wahnsinn, Wahnsinn“ hören. Die Mauer war gefallen. Die DDR-Bevölkerung konnte ohne Hindernisse die Grenzanlagen passieren. Das Trabbiklopfen war in vollem Gange. Die ersten Mauerspechte waren am Werk. Sie selber waren Pfarrer in der beschaulichen Stadt- randgemeinde Kladow. Wie haben Sie die Nacht vom 09. zum 10. November erlebt? Was geschah in der Pfarrgemeinde Mariä Himmelfahrt in den folgenden Tagen?

Ronald Rother: Die Grenzanlagen waren ja nicht sofort und überall passierbar. Kladow hatte zwei Straßen, die nach Norden führen, und es gab und gibt die Personenfähre nach Wannsee. Ansonsten Stacheldraht! Der 9. November war ziemlich kalt. Als die Nachricht der Öffnung von Grenzübergängen nach Kladow kam, holten einige den großen Glühweintopf, fuhren mit diesem und Gebäck zur Heerstraße und verteilten solange es etwa gab an Leute aus Staaken.

Später waren auch „Löcher“ in unserem Grenzzaun; nun waren wir neugierig, wie es in Sakrow – sonst Grenzsperrgebiet – und Groß Glienicke (Ost), aber westlich gelegen, aussah, denn diese Orte gehörten ja zur Pfarrei Mariä Himmelfahrt, wurden aber von Potsdam aus pastoriert. Bei einem Besuch im Pfarrbüro von St. Peter und Paul gab man mir die Karteikarten von bekannten Katholiken in diesen beiden Orten. Wir waren wieder eins.

INFO: Das Bistum Berlin konnte trotz Mauerbau und Zweiteilung der Welt die kirchliche und die durch das Amt des Bischofs verbürgte Einheit bewahren, de facto sind in Ost und West verschiedene Kirchenverwaltungen notwendig gewesen und das Kirchenverständnis hatte sich unterschiedlich ausgeprägt. Wie haben Sie die Zeit nach dem Mauerfall, die Zeit des Ringens um die innere Einheit, in Erinnerung?

Ronald Rother: Als "Dorfpfarrer" war es zunächst mein Anliegen, die Gesamtpfarrei zu stärken, Kontakte zu knüpfen (wir erweiterten den ökumenischen Südspandauer-Kirchenkonvent), die Möglichkeiten auszuprobieren, die sich boten und ohne Widerstände erlebbar werden ließen.

Um die „innere Einheit“ ging es dann beim Pastoralkongress. Aus heutiger Sicht: eine vertane Chance, denn mit viel Elan, großem Einsatz und immensen Erwartungen haben die Mitwirkenden gearbeitet. Sicher gab es im Ergebnis überzogene Forderungen und Änderungswünsche, die auf Bistumsebene nicht geregelt werden konnten, doch wer verfolgte und gestaltete die in Kraft gesetzten Impulse?

INFO: In den 90er Jahren hat Kardinal Sterzinsky das pastorale Personal, insbesondere die Priester nicht mehr nur nach ihrer Herkunft eingesetzt. Einige Kapläne aus dem Osten wurden in Westgemeinden eingesetzt und umgekehrt. Auch bei den Pfarrstellen gab es vorsichtige

Interview mit
Generalvikar Ronald Rother



Ronald Rother
Generalvikar

Ronald Rother war als Kaplan, Diözesanjugendseelsorger und Pfarrer im Westteil des Bistums tätig, bis ihm 1995 die Pfarrei in Frankfurt/Oder und Golzow übertragen wurde. Später wurde er Dekan des Dekanates Fürstenwalde und Mitglied im Lenkungsausschuss beim Sanierungsprozess des Erzbistums. Seit 2004 ist er Generalvikar des Erzbistums Berlin. Im Interview berichtet Generalvikar Rother über seine Erfahrungen in der Seelsorge in Ost- und West und über Perspektiven, die sich durch den Fall der Mauer ergeben.

Die Fragen stellte
Hermann Fränkert-Fechter.



Checkpoint Charlie Bild: Wetzler

Versuche der Durchmischung. 1995 haben Sie die Pfarrei Heilig Kreuz in Frankfurt (Oder) übernommen. Wie kam es zu dieser Entscheidung, was hat Sie dazu bewegt?

Ronald Rother: Da war nichts Weltbewegendes. Ich war über 50 und fragte mich, ob ich noch beweglich genug bin, etwas Neues und Anderes zu beginnen. Mariä Himmelfahrt war gut, die Pfarrei wachsend und lebendig, viele ehrenamtlich Mitwirkende – hier hätte ich noch gut 20 Jahre es aushalten können. So gab ich ein Signal, dass ich offen für etwas Neues bin, und schnell hieß es: Frankfurt (Oder) einschließlich Golzow wird frei.

INFO: *Durch den Wechsel von Kladow nach Frankfurt (Oder) haben Sie einen unmittelbaren Vergleich zwischen einer „Westpfarrei“ und einer „Ostpfarrei“ bekommen. Was ist Ihnen aufgefallen? Worin bestanden die größten Unterschiede?*

Ronald Rother: Ich weiß nicht, ob Ost- oder Westpfarrei die treffende Bezeichnung ist. Vorhin sprach ich vom „Dorfpfarrer“, nun war ich Stadtpfarrer und erster Ansprechpartner der Katholischen Kirche für Kommunalpolitik, Universität, Medien, Ökumene, polnische Nachbarschaft...

In Frankfurt gab es mehr Empfindlichkeiten z. B. gegenüber Medienvertretern, eine stärkere Konzentration auf den Binnenbereich (wobei hier die Ökumene hinzuzuzählen ist), ein großes Selbstbewusstsein auf das „Erreichte“ in der Vergangenheit, die Verantwortung für die Außengemeinden, ein Gefühl von „Wir sind autark“.

Ende der 90er Jahre waren wir personell gut bestückt, das betrifft die bezahlten und die nicht bezahlten Mitarbeitenden. Mancher Besucher aus Kladow staunte, wie viel verschiedene Dienste von einzelnen Personen geleistet wurden, obwohl viele Helfer und Helferinnen gar nicht sichtbar waren.

INFO: *Als katholischer Pfarrer von Frankfurt standen Sie unmittelbar im Kontakt mit den kommunalen Politikern und Entscheidungsträgern. Inwieweit konnten Sie und Ihre Gemeinde an der kommunalen Entwicklung mitwirken?*

Ronald Rother: Zunächst einmal ich gar nicht. Die Verhältnisse waren anders, ich kam aus dem Westen. In der Stadt Frankfurt (Oder) waren etwa 3 % der Einwohner katholisch (sonst unter 1 %). In den Ämtern und in der Politik gab es verhältnismäßig mehr Katholiken. Zugereiste aus dem Westen (auch die gab es), verstärken den Katholikenanteil. Eine Vielzahl der aktiven leistete gute und hervorragende Arbeit, sie wirkten mit und setzten Akzente.

INFO: *Was haben Sie sich in dieser Zeit als Pfarrer und später als Dekan von der Bistumsleitung gewünscht.*

Ronald Rother: Meine Wünsche waren ganz bescheiden. Zwar ist in Berlin mit der St. Hedwigskathedrale der Mittelpunkt des Erzbistums, doch



Open-Air-Ausstellung Berlin Alexanderplatz: „Friedliche Revolution 1989/90“ Bild: Wetzler

es gab und gibt „Leuchttürme“ auch fern der Hauptstadt. Der Blick nach Brandenburg und Vorpommern war und ist wichtig. Damals wurden fast alle Formulare mit „Berlin“ ausgedruckt; ein starkes Signal wie weit der Blick (in der Bistumsverwaltung) reichte.

Da außerhalb von Berlin ebenfalls gut gearbeitet wird, sollten es keine (finanziellen) Ungleichheiten geben.

INFO: *Wir machen einen Schritt in die Gegenwart. Seit 2004 sind Sie Generalvikar und tragen damit Verantwortung für das ganze Erzbistum. Was ist an innerer Einheit gut gelungen? Was macht Ihnen Sorgen?*

Ronald Rother: Sie lassen auch nichts aus! Ich fange mal mit den Sorgen an. Die Finanzmittelknappheit des Erzbistums führt m. E. dazu, dass starke Pfarreien (in Ost und West) finanziell gut gepolstert sind, andere dagegen sind sehr dünnhäutig. Es gibt teilweise untereinander Solidarität, die dürfte noch wachsen. Einiges Gewohnte (z.B. an Tradition und Gemeindeleben) bricht weg, da wird viel gejammert und wenig neu gestaltet.

In kleinen und großen Pfarreien bzw. Teilgemeinden gibt es ein starkes Wir-Gefühl; das Wir als Erzbistum ist weniger ausgeprägt. Das hat Auswirkungen im Verständnis der über- bzw. außerpfarrlichen Seelsorge.

Außerdem lernen die Pfarreien voneinander. RKW und RJW sind eine Pastorale Bereicherung, die mittlerweile auch im Westteil von Berlin durchgeführt werden. In der Jugend- und Erwachsenenpastoral gewinnen Verbände verstärkt an Bedeutung. In West und Ost ist nicht mehr alles



Open-Air-Ausstellung Alexanderplatz

Bild: Wetzler

Pfarrerzentriert, obwohl es hier und dort noch mit der Abgabe von Verantwortung hapert.

Weitere Sorgen sind die finanziellen Auswirkungen der demografischen Wandlung, der wachsende Priestermangel, leerstehende Ordensniederlassungen, verwaiste Pfarrhäuser, die Vereinzelung der Gläubigen auf dem Land. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen.

INFO: *Die Hoffnungen vieler Christen, dass nach der gelungenen Friedlichen Revolution auch die Kirchen neuen Zulauf bekommen, haben sich nicht erfüllt. Die Zahl der Erwachsenentaufen ist zwar gestiegen, die glaubensferne ostdeutsche Bevölkerung hat sich aber insgesamt nicht für eine kirchlich geprägte Religiosität geöffnet. Die Diasporasituation der Kirche wird in ganz Deutschland immer deutlicher. Wie soll die Kirche darauf reagieren?*

Ronald Rother: Eine Antwort auf diesen Fragenkomplex versuchte Ende Juli der Rheinische Merkur mit

Beiträgen zum Thema Kirche 2020. Wir müssen wohl neu entdecken, was es heißt und wie es geht: missionarisch Kirche sein.

Einzelne religiöse Gruppen versuchen es auf ihre je eigene Art und Weise, nicht immer empfehlenswert. Aber Charismen gibt es genug. Die Verantwortlichen in unseren Pfarreien (bezahlte und unbezahlte MA) müssen sich immer öfter die Fragen stellen: Was wollen/sollen wir tun? Was können wir davon umsetzen? Müssen wir alles leisten, was wir jetzt anbieten, oder was von uns erwartet wird? Wer kann was gestalten?

Mit dem Stichwort „Profilieren“ war das alles bereits im Plan 2009 gemeint und beschrieben.

INFO: *In den vergangenen Jahren sind die Beziehungen zwischen dem Erzbistum und den Ländern Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern vertraglich geregelt worden. In Berlin*



Open-Air-Ausstellung mit Fernsehturm
Bild: Wetzler

steht eine solche Regelung noch aus. Wie sehen Sie das Verhältnis zu den drei Bundesländern?

Ronald Rother: Unser Erzbistum streift ja noch ein viertes Bundesland: Sachsen-Anhalt, aber dort haben wir keine Pfarrei. Am unkompliziertesten funktioniert es anscheinend mit Mecklenburg-Vorpommern. Vielleicht liegt es an der Entfernung, vielleicht gibt es mit dem Erzbistum Hamburg genügend Reibungspunkte. Regelmäßige Spitzengespräche sind vertraglich geregelt und gestalten sich harmonisch. Sr. Cornelia Bührlé RSCJ setzt sich als Beauftragte der Erzbischöfe leidenschaftlich ein. Mit der Regierung des Landes Brandenburg sind ebenfalls Spitzengespräche vereinbart. Die Verantwortlichen beider Seiten treffen sich. Auf der Arbeitsebene gibt es ein fast reibungsfreies Miteinander. Unser Beauftragter (mit dem Bistum Görlitz), Msgr. Tobias Przytarski hat zu

den Regierungsstellen in Potsdam guten Kontakt.

Der Regierende Bürgermeister (beim letzten Spitzengespräch) und erst Ende Juli sein neuer Kirchenbeauftragter fragen nach einer Konkordatsregelung. Verhandlungspartner auf kirchlicher Seite ist jedoch die Nuntiatur. Warum sollen wir als Erzbistum drängeln, da möglicherweise keine bessere Regelung zu erwarten ist? Knackpunkte gibt es genug: Religionsunterricht, Sonntagsöffnungszeiten, Schulstrukturgesetz, Ungleichheiten im caritativ/diakonischen Bereich. Aber auch ohne eine neue vertragliche Regelung gibt es manche pragmatische Ziellösung.

INFO: *Als Generalvikar tragen Sie Verantwortung für die Balance zwischen den pastoralen Wünschen und den finanziellen Möglichkeiten. Wo sehen Sie Chancen und Herausforderungen 20 Jahre nach dem Mauerfall?*

Ronald Rother: Die pastoralen Wünsche und die finanziellen Möglichkeiten haben ja mit dem Mauerfall vor 20 Jahren nichts zu tun. Insoweit sind wir in der „Normalität“ angekommen. Das zeigt sich u.a. in der geringer werdenden Bereitschaft, „Osthilfen“ aus dem Westen zu transferieren. Wir leben in einer Diaspora, die Ausprägung zeigt sich außerhalb von Berlin (und seinem sogenannten Speckgürtel) deutlich.

Wir müssen uns wohl darauf einstellen, dass in unserem Erzbistum die Vereinzelung der Gläubigen auf dem Land zunimmt. Die Wege werden noch weiter; einzelne Gemeinden sind als „Kristallisationsorte“ zu stützen und zu stärken, damit leben-

diger Glaube erfahrbar in Gemeinschaft gelebt werden kann. Es gibt Vorschläge, durch Pastoralteams die Katholiken vor Ort zu sammeln und zu stärken. Doch wenn es ernst wird, will da auf längere Zeit kaum jemand hin. Einige Landstriche werden vom Tourismus geprägt sein, doch ist nicht die Hauptsaison als Maßstab des Möglichen und Wünschenswerten zu nehmen, sondern der Alltag.

Andererseits haben wir auch außerhalb von Berlin solche Orte: das Otto-Heim in Zinnowitz, das Christian-Schreiber-Haus in Alt Buchhorst (um nur zwei Beispiele zu nennen). Hier hat der Fall der Mauer es möglich gemacht, dass diese Orte ausgebaut werden konnten und aus Ost und West akzeptiert werden. Nicht vergessen darf man als Orte gelebten Glaubens unsere Schulen, viele Einrichtungen der Caritas und natürlich auch die Akademie.

Der Fall der Mauer eröffnete noch andere Perspektiven: So können wir die polnischen Nachbarbistümer kennen lernen und trotz Sprachschwierigkeiten uns austauschen. Solch ein Austausch geht in alle Himmelsrichtungen, denn Westberlin, wo immer noch die Mehrheit der Katholiken in unserem Erzbistum lebt, ist keine Insel mehr, sondern schönes Festland.

„In dieser Geschichte mitzuarbeiten, hat mir persönlich eine tiefe Befriedigung gegeben“

INFO: *Sehr geehrter Herr Thiel, Sie waren von 1968 – 1996 Direktor der Hauptvertretung des Deutschen Caritasverbandes mit Sitz in Berlin. Wann bekamen Sie eine Ahnung davon, dass die DDR als souveräner Staat nicht mehr weiter bestehen kann?*

Heinz Dietrich Thiel: Am 4. November 1989 fand die große Demonstration auf dem Alexanderplatz statt. Am 9. November in der Nacht zum 10. wurde die Mauer geöffnet. Danach gab es den Versuch von Egon Krenz zu retten, was zu retten ist. Und immer noch war die generelle Frage: Greifen die Russen ein oder ist der Reformprozess von Gorbatschow ernst gemeint? Aber je länger das Jahr voranging, je konkreter die Planungen wurden, desto deutlicher wurde für Jedermann: Die DDR hört auf, die DDR macht Schluss! Kennzeichen für mich war die Einführung der Währungsunion und die Schließung der Grenzkontrollen. Die Jahre von 1969 bis 1989 – also 20 Jahre – waren für mich ganz wesentlich bestimmt durch die Grenze; Fahrten zwischen Westberlin und Ostberlin; Grenzübertritte und alles, was damit zusammen hing. Und als das Grenzregime schloss und die Offiziere mir sagten, dass die Stempel eingesammelt werden, war das auch das Ende der DDR.

INFO: *Herr Thiel, dann sind wir schon sehr nahe an Ihrer Tätigkeit als Direktor der Hauptvertretung Berlin des Deutschen Caritasverbandes. Was waren Ihre Aufgaben?*

Heinz Dietrich Thiel: In einem Satz gesagt: Die Verbindung zu fördern

zwischen der Caritas in der Bundesrepublik und der Caritas in der DDR – Verbindung hinüber und so weit es ging auch herüber. Wir förderten die Caritas in der DDR auf vielfältige Weise: Geld, Textilien, medizinische Geräte, Einrichtungsgegenstände für die Heime und Anstalten, Beschaffung wichtiger Produkte, Verpflichtung von Referenten aus der Bundesrepublik für Fortbildungsveranstaltungen der Caritas usw.

INFO: *Wie kann man sich konkret Ihre Tätigkeit vorstellen?*

Heinz Dietrich Thiel: Die Hauptvertretung mit Dienstsitz in der Ahornallee in Charlottenburg hatte ein gutes Dutzend Mitarbeiter, dazu kamen die technischen Kräften. Unser aller Aufgabe war es, diese von mir im Allgemeinen geschilderten Maßnahmen im Einzelnen zu planen und durchzuführen. Das heißt: Es gab ca. 30 katholische Krankenhäuser in der DDR, das größte war St. Hedwig in Berlin. Diese Krankenhäuser brauchten Ausrüstungsgegenstände. Der DDR-Staat wusste, dass die konfessionellen Krankenhäuser Verbindungen zum Westen hatten und sagte: Wenn ihr Ausrüstungsgegenstände haben wollt, besorgt sie euch über eure Partner im Westen. So bekamen wir die Wünsche der Krankenhäuser und hatten dafür etwa drei Millionen DM jährlich zur Verfügung.

INFO: *Musste gar nichts mit den staatlichen Stellen abgesprochen werden?*

Heinz Dietrich Thiel: Doch, doch! Die Krankenhäuser bekamen solche Geräten nicht ohne Einzelgeneh-

Interview mit Caritasdirektor i. R. Heinz Dietrich Thiel

Heinz Dietrich Thiel hat als Direktor der Hauptvertretung des Deutschen Caritasverbandes in Berlin an einer Schaltstelle des innerdeutschen Austausches mitgewirkt. Er berichtet, wie zu Mauerzeiten der Warenverkehr, der Devisenhandel und der Freikauf von Häftlingen aus der DDR organisiert werden musste. Der Caritasdirektor im Ruhestand ist heute ein wichtiger Zeitzeuge für die ungewöhnlichen Kommunikationsformen in Zeiten des Eisernen Vorhangs.

Das Gespräch führte
Hermann Fränkert-Fechter.



KNA-Bild



Blick von West-Berlin auf das Brandenburger Tor

KNA-Bild

migung der staatlichen Stellen der DDR.

INFO: *Sie waren also schon auf das Wohlwollen der Staatsorgane angewiesen?*

Heinz Dietrich Thiel: Wenn Sie so wollen, ja! Aber wie ich schon sagte: Das Wohlwollen war ambivalent, denn die staatlichen Stellen haben gesagt: Die konfessionellen Krankenhäuser brauchen keine Unterstützung von uns, die bekommen sie aus dem Westen. Also war die Beschaffung von Einfuhrgenehmigungen nicht sehr problematisch.

INFO: *Von wem kam denn das Geld, das Ihnen zur Verfügung stand?*

Heinz Dietrich Thiel: Die finanziellen Zuschüsse kamen von der Bundesregierung, von der Deutschen Bischofskonferenz und von Einrichtungen wie dem Bonifatiuswerk – das an vorderer Stelle zu nennen ist. Durch unsere Geschäftsstelle konnten Kirchenneubauten realisiert werden, wie z. B. die Kirche in Marzahn

und in Hohenschönhausen, aber auch Renovierung und Sanierung von Kirchen und Pfarrhäusern wurden finanziert.

INFO: *Sie also haben nicht nur Aufgaben für karitative Einrichtungen übernommen, sondern organisierten auch den nötigen Devisentransfer für Kirchenbauten und andere wichtige Materialien.*

Heinz Dietrich Thiel: Es gab eine Vereinbarung zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Deutschen Caritasverband, dass der Leiter der Hauptvertretung Berlin gleichzeitig Geschäftsführer des Katholischen Kommissariats sein sollte. Das Katholische Kommissariat war eine Einrichtung der Deutschen Bischofskonferenz und diente dem Zweck, die Verbindungen zwischen den Sekretariaten der Deutschen Bischofskonferenz und der Berliner Bischofskonferenz zu fördern. Deswegen hatte ich auch Dinge zu tun und zu verantworten, die außerhalb des eigentlichen Bereichs der Caritas lagen.

INFO: *Die Hauptvertretung des*

Deutschen Caritasverbandes wurde auch immer genannt, wenn es um Häftlingsfreikäufe, Familienzusammenführungen, Grundstücksgeschäfte und Ausreisegenehmigungen ging. Wieweit waren Sie daran beteiligt?

Heinz Dietrich Thiel: Mein allseits geschätzter Vorgänger Johannes Zinke hat 1962 den Rechtsanwalt Vogel kennen gelernt. Rechtsanwalt Vogel wurde ihm genannt als ein zuverlässiger katholischer Rechtsanwalt in Ostberlin. 1962 hatten wir mit einem Studenten zu tun, der in Ostberlin verhaftet wurde. Das war nach dem Mauerbau. Er wurde verhaftet wegen Fluchthilfe. Also hat Prälat Zinke Herrn Vogel eingeschaltet und dieser hat wiederum mit seinem West-Berliner Partner Rechtsanwalt Jürgen Stange überlegt, wie man den Fall lösen kann. Der Student konnte dann im Austausch für einen in der Bundesrepublik verhafteten DDR-Bürger frei kommen.

Das Ministerium für gesamtdeutsche Fragen der Bundesregierung hat dieses und andere Vorhaben unterstützt. Es fing an mit wenigen Häftlingen und ging dann Schritt für Schritt immer weiter. Die offiziellen Verhandlungen über diese Freikäufe liefen nicht über die Bundesregierung und die Regierung der DDR, weil sie zu dieser Zeit keine Beziehung hatte, sondern die Verhandlungen liefen über die Rechtsanwälte Vogel und Stange. Zu beiden Rechtsanwälten nahmen wir Kontakte auf, wenn an uns Fälle von Verhaftung und Freikauf heran gebracht wurden.

INFO: *Wie kam es denn dazu, dass gerade der katholische Caritasverband beim Devisenhandel und bei Häftlingsfreikäufen eine so große Rolle spielte? Warum hat ein sozialistischer, atheistischer Staat auf eine*



kirchliche Institution zurück gegriffen?

Heinz Dietrich Thiel: Erst einmal ist zu sagen: Genau wie wir und noch in stärkerem Maße hat es die Evangelische Kirche gemacht. Ganz wesentlich war da die Tätigkeit von Manfred Stolpe. Also, warum die Kirchen? Weil die Kirchen als übergreifende Institutionen in beiden Teilen Deutschlands verankert waren. Aus diesem Grund konnte die Kirche vermitteln, was beispielsweise für die Gewerkschaften (DGB im Westen – FDGB im Osten) nicht möglich gewesen wäre. Abgesehen davon ist der Freikauf von Gefangenen ein altes katholische Thema, das tief in unserer Tradition verwurzelt ist. Von daher war es ein Thema, das für die Kirchen nahe lag.

INFO: *Wir wissen auch durch den Fall Karas, dass es im Westen Stasispitzel gab. Hatten Sie in Ihrer Dienststelle damit zu tun? Haben Sie im Nachhinein gehört, dass es IMs in der Hauptvertretung gab?*

Heinz Dietrich Thiel: Prälat Steinke hat als Generalvikar nach der Wende veranlasst, dass alle leitenden Mitarbeiter überprüft werden und hat auch uns mit unserer Zustimmung einbezogen. Die Überprüfung hat ergeben, dass es keine Stasispitzel in meiner Dienststelle

gab. Das Interesse der Staatssicherheit an uns war begrenzt. Es steht wohl fest, dass die Hauptvertretung mindestens zeitweise telefonisch überwacht wurde. Prälat Zinke hat viele Jahre lang im Auftrag des Bischofs von Berlin die Gespräche mit der Staatssicherheit geführt, die nach seinem Tod Prälat Groß, nach dessen Tod Prälat Dissemond und nach dessen Ausscheiden Prälat Michelfeit geführt haben. Von daher gesehen war eine gewisse Verbindung zur Staatssicherheit gegeben. Ich selber habe nie - außer mit den Beamten oder mit den Mitarbeitern des Ministeriums für Außenhandel mit einem nichtuniformierten Vertreter des Staates gesprochen. Ob und wie weit die uniformierten Mitarbeiter an der Grenze ihrerseits spezielle Aufträge der Staatssicherheit hatten, kann ich nicht sagen. Das kann man vermuten. Ich habe jedenfalls nie für die gearbeitet und ich habe auch nicht gehört, dass einer von meinen Mitarbeitern und meinen Kolleginnen und Kollegen in der Hauptvertretung das getan haben.

INFO: *Herr Thiel, Sie haben eine spannende Zeit deutscher Zeitgeschichte miterlebt und mitgestaltet. Welches Resümee können Sie über Ihre Tätigkeit ziehen - vielleicht gerade für junge Leute?*

Heinz Dietrich Thiel: Meine Absicht war es nie, jüngeren Leuten zu erzählen, was sie tun und lassen sollten. Als ich jung war, wollte ich auch keinen Rat haben. Ich sehe es für mich als sehr hilfreich an, bei der Hilfe zwischen hier und drüben und zwischen drüben und hier vermittelt

haben zu können. Man konnte ja sehr konkret sehen, wo die Hilfe blieb. Ein Röntgengerät ist schlecht zu übersehen und es gibt viele andere Beispiele, wo man sagen kann, das haben wir gemacht. Wir waren dabei sehr engagiert und haben wenig auf die Zeit geachtet.

Es gibt das berühmte Wort von Bischof Theißing, der mal gesagt hat: Die Kirche der DDR ist in doppelter Weise verschwiegen. Sie wird verschwiegen und sie ist verschwiegen. Sie wird vom Staat nicht erwähnt und wir erwähnen sie möglichst wenig in der Öffentlichkeit. Und das war eine Situation, die eigentlich die ganze Zeit über gedauert hat. Manche haben die Verschwiegenheit nicht gewollt, manche haben versucht, dagegen zu opponieren, aber wahrscheinlich war es doch das Beste in einem Unrechtsstaat. Und in dieser ganzen Geschichte mitzuarbeiten, hat mir persönlich eine tiefe Befriedigung gegeben. Die entscheidenden Leute wussten, um was es geht – die Bischöfe im Osten, die Bischofskonferenz im Westen. Meine persönlichen Kontakte in die Französische Straße waren sehr eng und meine persönlichen Kontakte in das Sekretariat der Bischofskonferenz waren sehr intensiv. Ich habe viele Gespräche gehabt mit dem damaligen Sekretär Hohmeyer, dem späteren Bischof von Hildesheim und wir haben uns sehr intensiv ausgetauscht über das, was vernünftig, machbar und empfehlenswert war. Wir hatten keine Öffentlichkeit, aber wir brauchten sie eigentlich auch nicht. Nach der Wende hat sich gezeigt, dass unsere Arbeit vernünftig und sinnvoll war und dass sich unsere Aufgabe erledigt hat.

Interview
mit Annaliese Kirchberg



Annaliese Kirchberg

Frau Annaliese Kirchberg ist seit dem Jahr 1989 Schulleiterin der Theresianschule. Im Interview berichtet sie über die Entwicklung des katholischen Gymnasiums in den letzten 20 Jahren und erläutert, wie die heutige Schüler die Berliner Mauer und die DDR sehen.

Das Gespräch führte Ulli Kaiser.

„Die DDR wird als Diktatur und Unrechtsstaat beschrieben.“

INFO: *Sehr geehrte Frau Kirchberg, Sie sind Schulleiterin der Katholischen Theresianschule und waren es auch schon vor der politischen Wende. Was hat sich in den letzten 20 Jahren in Ihrem Gymnasium verändert?*

Annaliese Kirchberg: Ich bin 1989 als Schulleiterin an die Theresianschule gekommen, habe 91 Mädchen übernommen. Mit mir waren wir 12 im Kollegium. Die Theresianschule befand sich damals im Prenzlauer Berg, Schönhauser Allee Ecke Fehrbelliner Straße neben der Kirche Herz Jesu. Heute sind wir in Berlin-Weißensee ansässig in der Behaimstraße neben der Kirche St. Josef. Unser Altbau ist mittlerweile fast saniert. Ein zweites Schulgebäude für die Naturwissenschaften ist gebaut. Einen Sportplatz haben wir mitfinanziert und z. Z. werden unsere Doppelsporthalle und weitere Räume errichtet, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden, denn mittlerweile sind wir fast 700 Schülerinnen und Schüler und 60 Kolleginnen und Kollegen. Also aus der Vierklassenschule – der „Erweiterten Oberschule“ zur damaligen Zeit – ist ein grundständiges Gymnasium geworden, das zweizügig ab der fünften Klasse und dreizügig ab der 7. Klasse geführt wird. Zur Zeit wird nach der Jahrgangsstufe 13 das Abitur abgelegt. Das Einzugsgebiet der Schule ist schon lange nicht mehr der ‚alte Osten‘ und Eltern aus den Alten Bundesländern ziehen mittlerweile sogar nach Pankow, um für ihre Kinder einen kurzen Schulweg zu uns zu haben. Das Kollegium ist ebenfalls durchmischt und relativ jung – geblieben

ist der Geist der Schule, die Qualität und ihr guter Ruf.

INFO: *Ihre jetzigen Schüler kennen die Berliner Mauer und ein Leben in der DDR nicht mehr. Welche Veränderungen stellen Sie bei den Jugendlichen fest?*

Annaliese Kirchberg: Die Schüler der Theresianschule sind weltoffen, selbstbewusst, freundlich, kreativ, leistungswillig, verantwortungsbewusst und sehr engagiert – eigentlich fast wie früher. Vieles hat heute eine andere Qualität oder Intensität. Wenn ich an das Stichwort weltoffen denke, waren natürlich die Theresianer/innen vor der Wende auch offen für Besucher aus anderen Ländern, aber es war nicht erlaubt und musste immer vorsichtig passieren. Kreativ waren sie natürlich auch, aber mehr aus der Not geboren. Die Theresianer/innen lieben ihre Schule. Sie fühlen sich wohl in der Schulgemeinschaft. Deshalb sind sie auch bereit, sich für die Schule zu engagieren. Sie haben ein gutes Demokratiebewusstsein, arbeiten aktiv in der Schülervertretung, der KSJ und der Schülerzeitung mit und leisten vorbildliche Arbeit bei den Maltesern. Für ihren eigenen Sportplatz haben sie z.B. durch zwei Sponsorenläufe 94.000 Euro gesammelt. Ich finde, diese Leistung spricht für sich.

Ich kann im Schulalltag beobachten, dass sich die Schüler respektieren, akzeptieren und sich gegenseitig helfen – besonders denjenigen, die der Hilfe bedürfen, wird diese zuteil. Es ist schön, wenn eine so große Schulgemeinschaft das leistet.

INFO: Stellen Sie Unterschiede im religiösen Verhalten zwischen damals und heute fest und welche Ursachen sehen Sie?

Annaliese Kirchberg: Es ist sehr angenehm zu spüren, dass die Schüler und Schülerinnen ihre Frömmigkeit zeigen bzw. offen leben können – nicht nur im geschützten Raum der Theresienschule. Sehr spannend ist es immer wieder zu sehen, wie unterschiedlich die Schüler den Zugang zum Religiösen finden, wie wichtig es ihnen ist und wie ernst sie es nehmen. Das größte Interesse und die Bereitschaft, sich auf den Glaubensvollzug einzulassen, spüre ich bei den fünften und sechsten Klassen. Ganz besonders erfreut es mich zu sehen, wie viele Nichtgetaufte donnerstags im Schulgottesdienst zur Kommunionbank gehen, um sich den Segen geben zu lassen. Offensichtlich spüren die Kinder, dass es jemanden gibt, der sie in ihrer Einzigartigkeit annimmt und sie begleitet. Ich glaube, dass die Sehnsucht nach Spiritualität heutzutage bei Schülern offener zutage tritt, oder vielleicht erkenne ich es

nur besser. Im letzten Jahr gab es erstmalig das Angebot der Segensfeier, das sehr bereitwillig von 4 Schülern und 80 Angehörigen angenommen wurde.

Als Ursachen sehe ich, dass der äußere Druck verschwunden ist; dass also Religion keinem Verbot mehr unterliegt; dass es Krisensituationen immer gibt – auch heute; dass das Vorbild der Schulgemeinschaft wirkt, die gelebte Ökumene, das Vorbild des Pfarrers, der Lehrer, ggf. auch der Großeltern, die dies noch vorleben. Der katholische und evangelische Religionsunterricht spielt natürlich eine große Rolle. Wir feiern die Feste im Jahreskreis; d. h. wir machen Tradition bewusst, denn ohne feste Riten kann man nichts tradieren. Bei den älteren Schülern leisten die Tage der religiösen Orientierung, die Besinnungstage auf dem Jakobsweg oder im Kloster und auch das Sozialpraktikum einen guten Beitrag, die Schüler auf ihrem Weg zum Glauben oder auf ihrem Glaubensweg zu begleiten und zu ermutigen.

INFO: Interessieren sich Ihre Schüle-

r/innen für die jüngste Deutsche Geschichte? Welche Sicht haben sie auf die Zeit der deutschen Teilung?

Annaliese Kirchberg: Ja, natürlich interessieren sie sich für die jüngste deutsche Geschichte – besonders im Zusammenhang mit der Thematik „20 Jahre Mauerfall“. Zum Beispiel führt ein ehemaliger Theresienschüler durch die gleichnamige Ausstellung am Alexanderplatz – dies habe ich gestern Abend erleben dürfen. Die Sichtweise, die die Schüler auf die deutsche Teilung haben, bekommen sie natürlich durch Zeitzeugen und ihre Eltern, die ihnen diese Zeit nahe bringen. Die jüngeren Schüler haben viel weniger Informationen und ein Teil hat auch fast keine – z. B. wenn es Kinder sind, die aus den Alten Bundesländern zugezogen sind. Da die Eltern der Theresienschüler ein distanzierendes Verhältnis zum Staat hatten – das ist in der Regel so –, ist auch die Tonlage zu Hause ablehnend kritisch. Die jüngeren Schüler bekommen ein vereinfachtes Bild dargestellt; wenn die Schüler älter werden, bekommen sie komplexere Einblicke und Ein-



Neubau der Katholischen Theresienschule in Berlin-Weißensee.



*Kunstprojekt
der katholischen Theresienschule
in Berlin-Weißensee
zum Thema
Denkmal Deutsche Einheit*

sichten vermittelt - auf jeden Fall gar keine Nostalgie oder Verherrlichung dieser Zeit. Begriffe wie Diktatur und Unrechtsstaat, um die DDR zu beschreiben, sind also die normalen Vokabeln.

INFO: *Wie gehen Sie im Unterricht auf die Friedliche Revolution von 1989 ein? Was sieht der Lehrplan zu diesem Thema vor?*

Annaliese Kirchberg: Ich persönlich habe im Englischunterricht nicht so viele Anknüpfungspunkte. Ich tue das nur, wenn ich als Zeitzeugin befragt werde, aber im Lehrplan Klasse 10 – Geschichte Sozialkunde – ist natürlich ein Thema, der Vergleich der BRD und DDR. Es geht da auch um die Wiedervereinigung, die Gründe dafür, sowie die ersten demokratischen Veränderungen. Zu diesen Stunden werden häufig Zeitzeugen eingeladen, wie unsere ehemalige Sekretärin oder Eltern. Wir

gehen aber auch gern auf aktuelle Angebote ein. Zum Beispiel gibt es regelmäßig Exkursionen zum Stasigefängnis in Hohenschönhausen oder zum Stasiarchiv in der Normannenstraße. Ein Kollege unternimmt auch die Fahrradtour zum Mauerstreifen. Zur Zeit läuft bei uns ein Projekt mit der Mutter von Chris Gueffroy, dem letzten Opfer der Mauer. Und wir hatten in Vorbereitung des 20. Jahrestages ein Projekt der Fachbereiche Kunst und Politische Weltkunde, in dem ein Denkmal für die Deutsche Einheit entworfen werden sollte. Außerdem sind im Forum Theresienschule Referenten wie Rainer Eppelmann, der sich damals zum Thema „10 Jahre Mauerfall – Fragen zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte“ dem Publikum gestellt hat, oder Herr Joachim Jauer, der die politischen Veränderungen durch den Widerstand von Christen im ehemaligen Ostblock vorgestellt hat bzw. auch der Oberstufe einen Film gezeigt hat, der den Einfluss von Johannes-Paul II. auf die Wende dokumentiert.

Im Deutschunterricht werden selbstverständlich Autoren wie Christoph Hein, Christa Wolf, Rainer Kunze und Günter Kunert behandelt, sowohl biographische Aspekte als auch Textinterpretationen sind dann Schwerpunkt der Diskussion. Das heißt: Unsere Schüler werden eigentlich ordentlich informiert.

Im Rückblick auf die letzten 20 Jahren fallen mir da spontan noch mehr Namen ein; Marianne Birthler war bei uns, Regine Hildebrand, Ulrike Poppe und die letzten beiden Herren, an die ich mich erinnere, waren Roman Grafe und der Liedermacher Stefan Krawczyk. Und natürlich der Bundestagsvizepräsident Dr. Wolfgang Thierse.

Der Grenzüberschreiter Im Gespräch mit Pfr. Jürgen Wiechert

Berlin, 17. Juni 1953: In den Straßen fallen Schüsse, unbewaffnete Menschen stehen russischen Panzern gegenüber. Die Staatsgewalt der DDR zeigt unbarmherzige Härte. Der Aufstand der Arbeiter gegen die ungerechten Lohnverschärfungen wird blutig niedergeschlagen. Danach beginnt eine Säuberungswelle. Für ein 10jähriges Kind aus dem Berliner Bezirk Köpenick wird dieser Tag zu einem Schlüsselerlebnis:

Mein Vater als Pfarrer gehörte zu den bestgehassten Leuten in der ehemaligen DDR. Und er war aufmüpfig. Und dann hat meine Mutter ihn gedrängt. Ich hab das, ich war schon im Bett, mitbekommen, mitverfolgt durch die Tür auf den Flur raus, da standen meine Eltern am Fenster, guckten auf die Straße, ob die schon kämen. Meine Mutter hat einen Koffer gepackt für meinen Vater, hat ihn gedrängt, er möchte doch schnellstens ab durch die Gärten hintenrum durch und dann zur S-Bahn in Grünau und nach Westberlin und von dort aus weiter nach Westdeutschland.

Doch Jürgen Wiecherts Vater flieht nicht. Er ist keiner, der seine Schäfchen im Stich lässt, und er will sich vom kirchenfeindlichen DDR-Regime nicht unterkriegen lassen. – In die Fänge der Stasi kann man damals leicht geraten: Ein politischer Witz – unbedacht erzählt am Stammtisch – kann jahrelanges Gefängnis zur Folge haben. Die IMs sind überall. Niemand kann sicher sein, ob die Stasi nicht gerade mithört.

Direkt an unser Haus angebaut war ein kleines, ein noch kleineres Haus

als unseres, und die Frau, alleinstehend, die da drin wohnte, die hatte erst für den russischen Geheimdienst gearbeitet, dann für die Stasi. Und die hatte natürlich ihre Abhörgeräte an der Wand zu kleben. Und trotzdem haben wir uns nett über den Gartenzaun begrüßt und geplaudert miteinander.

Jürgen Wiechert beginnt, genau wie der Vater, gegen die staatliche und geistige Bevormundung zu rebellieren. Als einziger in der Klasse weigert er sich, das blaue Halstuch der Pioniere anzuziehen. Stattdessen trägt er auf großer Fahrt die Kluft der verbotenen christlichen Pfadfinder. Und er ist aktiv in der evangelischen „Jungen Gemeinde“. In der Jugendgruppe basteln sie antisozialistische Flyer und machen Scherze über Stasileute. Besondere Bedeutung haben die Ferientouren mit Fahrrad und Zelt hinaus ins Land. Am Abend vor dem Lagerfeuer wird gebetet, gesungen und diskutiert. Natürlich auch über den gottlosen Staat.

Im Sommer 1961 kommt es zu einem folgenschweren Ereignis. Es ist der 18. August; fünf Tage nach dem Mauerbau in Berlin, mit dem die DDR sich vom Westen abriegelt. Jürgen Wiechert, damals 18 Jahre, ist gerade mit seiner Jugendgruppe im Zeltlager an der Ostsee. Mit einem Ausflugsdampfer wollen sie eine Fahrt in Richtung Bornholm unternehmen. Da macht der Kapitän eine Durchsage. Wegen hohem Seegang wolle man nun die Route ändern und stattdessen eine Inselrundtour um Rügen unternehmen. Für Wiechert und seine Freunde, die auf dem Oberdeck zusammensitzen, ist die Situation



In der Radiosendung Apropos Sonntag von rbb Antenne Brandenburg wurde am 9. August 2009 Jürgen Wiechert vorgestellt. Der konvertierte und verheiratete Pfarrer war von 1993 bis 2004 als Pfarradministrator in Jüterbog und Dahme tätig.

Über sein Leben als Grenzgänger in der Zeit des realexistierenden Sozialismus und nach dem Mauerfall sprach mit ihm der Schülerreporter Fabian Opahle.



jedoch klar: Die hatten einfach nur Angst, dass Passagiere versuchen würden, nach Bornholm zu fliehen. Halb im Scherz, halb im Ernst beginnen die Jugendlichen zu rufen: „Wir wollen nach Bornholm“ Der Schiffsführung überreichen sie im Scherz einen Zettel mit ihrem Wunsch. Für die Ordnungsmacht ist damit der Bogen überspannt. Alarmiert vom Kapitän, erscheint die Küstenwache. Die Gruppe wird in Gewahrsam genommen und verhört. Am Abend finden sie sich im Gefängnis wieder. Wiechert erinnert sich noch genau:

Diese kleinen kümmerlichen Zellen, die ja dazu da sein sollten einen kaputt zu machen. Man konnte nicht stehen, nicht liegen. In der Mitte war ein kleiner Hocker, da konnten sie drauf sitzen. Aber sich nicht anlehnen, weder nach hinten noch nach den Seiten noch nach vorne, dafür war die Entfernung zu groß. Scheinwerfer natürlich. [...] bis dann endlich die erste Vernehmung, Mitte der Nacht oder so im Morgengrauen dran war und sie mich die Treppe hochgejagt haben.

Einmal am Tag Essen durch die Türklappe. Wenn man nicht rechtzeitig zugreift, liegt die einzige Mahlzeit auf dem Boden. Niemand mit dem man reden kann. Die ganze Nacht über Licht. Die Pritsche nimmt zwar den meisten Platz in der Zelle ein, darf aber nur nachts benutzt werden. Ein Ereignis aus diesem tristen Lebensabschnitt in der Isolierhaft des Stasiknasts in der Magdalenenstraße wird Jürgen Wiechert nie vergessen:

Ich kriegte einmal kurz vor Weihnachten eine Tafel Schokolade, Rum-Nuss Schokolade. Da wusste ich,

dass die aus dem Westen kam. So was gab es im Osten nicht. [...] Klappe auf zack – außerhalb der Essenszeit auch – die Tafel durchgeschoben, Klappe wieder zu. Ich hab sie mit Heißhunger verschlungen, hat wunderbar geschmeckt, und anschließend habe ich sie wieder ausgekotzt in den Kübel rein, weil mein Magen das nicht mehr vertragen hat. Aber aus dem Silberpapier, dem Staniolpapier um die Schokolade rum, hab ich mir ein Kreuz gebastelt. So schmale Streifen und die so zusammengedreht zum Kreuz und hinter das Wasserleitungsrohr, was in der Ecke langging, geklemmt [...] Das war so tröstlich, es war das verbürgte Zeichen christlichen Glaubens. Da steckte alles drin an Glaubensgewissheit, was ich brauchte. (...) Da leuchtete dann silberfarben dieses kleine Kreuz. Und so habe ich Weihnachten überstanden.

Mehr als zwei Jahre verbringt der gerade volljährige Jürgen Wiechert im Knast. Erst in Rostock, dann in Berlin, schließlich im Zuchthaus Brandenburg an der Havel. Dann wird er freigekauft. Man entlässt ihn jedoch nicht nach Westdeutschland, sondern, wie damals noch üblich, in die DDR. Wer glaubt, der junge Mann wäre vom Gefängnisaufenthalt eingeschüchtert, irrt. Wenige Monate später trifft man ihn als Theologiestudenten am evangelischen Sprachenkonvikt. Dort findet er Kontakt zu Fluchthelfern, die DDR-Bürger durch ein Tunnelsystem in den Westen schleusen. Auch Wiechert wird eingeweiht. Doch die Sache fliegt auf, er wird verhaftet und macht erneut Erfahrung mit dem Stasiknast. Diesmal kommt er nach Berlin-Hohenschönhausen, in das berühmte Spezialgefängnis der Stasi

Sie haben ja in Hohenschönhausen,

als ich dann da einsaß, versucht, mich regelrecht kaputt zu machen, also jetzt wirklich auch mit dem Ziel, mich kaputt zu machen. Ich kriegte Psychopharmaka, dann schwebte ich nur noch (...) Ich weiß jetzt was Rauschgift ist oder wie Rauschgift sich auswirkt in Halluzinationen fürchterlichster Art, Verzerrungen von Gesichtern und Personen, die dann zerfließen, so wie im Nebel. Ich ging nur noch unter der Decke, kannte mich selber nicht mehr. Und als ich merkte wie so langsam die Sinne schwanden, und ich das nicht mehr verkraften konnte, bin ich dann in Hungerstreik getreten und hab gedacht: „Ihr kriegt von mir nichts... Nicht mal das Schwarze unterm Fingernagel.“ Und ich hatte die feste, wirklich die feste Absicht, dabei draufzugehen. Schien mir der einzig gangbare Weg zu sein, um da raus zu kommen.

Nach fünf Monaten wird der völlig fertige Student erneut freigekauft und diesmal nach Westdeutschland ausgebürgert. Wiechert wird evangelischer Pfarrer und zieht nach Hamburg, wo er seine Erfüllung gefunden zu haben scheint. Nach einigen Jahren jedoch kommt es zu einer weiteren folgenschweren Entscheidung. Wiechert wechselt mit seiner ganzen Familie zum katholischen Glauben. Für damalige Zeiten eine Sensation. Ausschlaggebend für die Liebe zum Katholischen ist für Wiechert der mystische Charakter der katholischen Messe.

Als katholischer Pfarrer mit drei Kindern, eigentlich ein Unding, wechselt Wiechert ins katholische Bayern. In der Gegend von Regensburg wird er Gemeindepfarrer – mit einer Ausnahmegenehmigung des Papstes. Drei weitere Kinder werden dort geboren. Für die Pfarrfamilie

Wiechert die schönste Zeit ihres Lebens.

Dann fällt die Mauer – und Wiechert spürt, er muss wieder zurück. Er wechselt nach Berlin und wird Pfarrer in Jüterbog, wo er fast zwölf Jahre wirkt. Als schließlich, wegen Sparmaßnahmen im Erzbistum Berlin, der Verlust seiner Pfarrstelle feststeht, packt Wiechert erneut seine Koffer und siedelt mit der Familie wieder zurück nach Bayern. Dort wirkt er als Pfarrer in der Nähe von Landshut. Seit Mitte 2009 ist er im Ruhestand.

Jürgen Wiechert ist nicht nur ein Grenzgänger, sondern einer, der Grenzen auch zu überschreiten bereit ist. Jedenfalls dann, wenn er sie für falsch hält: er lebte in Preußen und in Bayern, er kennt Katholiken und Protestanten aus eigenem Erleben – und er kann mit Recht von sich behaupten, Ossie und Wessie in einer Person zu sein. Wie steht er, 20 Jahre nach dem Fall der Mauer zur DDR? Hat sich seither die Einstellung gegenüber dem System geändert?

Nein, überhaupt nicht. Gegenüber dem System sowieso nicht. Die hat sich eher verschärft. Gegenüber Menschen hat sie sich verändert. Gegenüber Menschen, die mitgemacht haben, die gezwungen wurden mitzumachen, die man fertig gemacht hat. Menschen, die nicht gewohnt waren, die das plötzlich an sich erlebten, aber nie über solche Dinge nachgedacht haben. Die keine Sehnsucht nach Freiheit hatten, geschweige denn nach Gerechtigkeit. War ja ein viel zu abstrakter Begriff für die meisten. Viele waren durchaus zufrieden, wenn sie morgens an ihre Arbeitsstelle gehen konnten, auch, wenn da gar keine Arbeit war, was oft genug vorkam.

[...] Ja und auf welche Idee kommt man? Für die Leute ist so eine Diktatur grade recht. Die wollen ja nichts anderes. Die wollen geführt und geleitet werden, und das reicht ihnen dann aus, das ist in Ordnung.

Als Pfarrer im Beichtstuhl hat Wiechert immer wieder mit Schuld und Vergebung zu tun. Einmal kommt sogar ein ehemaliger Stasi-Mann zu ihm, nicht wissend, dass der Pfarrer selber Stasiopfer ist. Für Jürgen Wiechert eine schwer zu bewältigende Begegnung. Würde er auch einen ehemaligen Täter von Schuld lossprechen?

Nicht pauschal. Das geht auch bei der Vergebung nicht (...) Zunächst einmal braucht es das Schuldbekennnis: das heißt das Nachdenken über die Schuld, dass man überhaupt erstmal darauf kommt, dass man schuldig geworden ist. Dann das Bekenntnis der Schuld. Es muss ja raus, es muss ausgesprochen werden. Ich kann doch nicht mich da vorne hinstellen und sagen: „Hier, nehmt oder lasst liegen!“ Hat Bonhoeffer mal als Beispiel gebracht: Mit der Gießkanne die Vergebung ausstrahlen. Wer sie will, soll sie nehmen, und die anderen sollen sie liegen lassen. So geht es nicht. Vielmehr muss einer kommen und bekennen. Er muss persönlich bekennen. Da kann nicht das ganze Volk antreten und er kann nicht für andere bekennen, das geht auch nicht, er kann nur sagen: „Ich habe gesündigt!“ [...] „Meine Schuld ist es, die vergeben werden soll oder will.“ Und wenn so einer kommt und mir Schuld beichtet... am einfachsten ist es natürlich wenn es seine Schuld mir gegenüber ist, wenn ich also auch der Geschädigte bin, dann kann ich viel glaubhafter und auch viel persönlicher ihm die Schuld vergeben.

Aber auch, wenn er zu mir als Priester kommt und sagt „Es tut mir so was von leid. Bitte sprechen Sie mir die Vergebung zu“. Das könnte ich.

Manch einer mag Pfarrer Jürgen Wiechert für einen unverbesserlichen Sturkopf halten. Ich habe ihn erlebt als einen gastfreundlichen und gesprächsbereiten Menschen mit großem Gerechtigkeitsempfinden; als einen Seelsorger, der allein seinem Gewissen folgt und bereit ist, dafür auch Nachteile in Kauf zu nehmen. Auch wenn er kein Held sein will, ein Vorbild ist er allemal. Oder etwa nicht?

Ich denke schon... zunächst vielleicht gerade bei den Jüngeren. [...] Der Mensch braucht Vorbilder. Keine Helden. Keine Helden wie der junge Siegfried. Aber Vorbilder, so wie mein Vater ein gutes gediegenes Vorbild für mich war. Ohne Getue und ohne Frömmerei und der Gleichen. Ja also Vorbilder, daran geht's uns ab. Das ist wirklich wahr.

Gottesdienste und Gedenkveranstaltungen

- Samstag, 10.10.2009** | **Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Berlin**
- 10.00 Uhr | Vollversammlung mit Rede von Prof. Dr. Hans-Joachim Meyer zum Thema
20 Jahre Mauerfall
- 17.00 Uhr | Ökumenischer Gottesdienst in der Kapelle der Versöhnung auf dem
Mauerstreifen
- Ort: Diakoniezentrum EJK-Lazarus
Bernauer Str. 115-118 · 13355 Berlin-Mitte
(Eingang Ecke Gartenstraße)
- Samstag, 15.10.2009** | **Ökumenisches Frauenzentrum Evas Arche e.V.**
- 19.00 Uhr | Vom Glück der Freiheit oder: Wie viel Revolution braucht die Verfassung?
Es wird Bilanz gezogen, was aus der Sehnsucht nach politischer Freiheit
geworden ist.
- Ort: Evas Arche e.V. Große Hamburger Str. 28 · 10115 Berlin-Mitte
- Samstag, 17.10.2009** | **Papst Johannes Paul II. und der Fall der Mauer**
- „Kirche in Not“ lädt zu einem Begegnungstag nach Berlin ein
mit dem Lemberger Erzbischof und langjährigen Sekretär von
Papst Johannes Paul II., Mieczyslaw Mokrzycki,
dem Bischof von Saratow, Clemens Pickel,
sowie dem ZDF-Moderator und Buchautor Stephan Kulle
- 11.00 Uhr | Gottesdienst in der St. Hedwigs-Kathedrale
anschließend Begegnung im Bernhard-Lichtenberg-Haus
- Sonntag, 08.11.2009** | **Dankgottesdienst zum 20. Jahrestag des
Mauerfalls**
- 10.00 Uhr | Pontifikalamt mit Georg Kardinal Sterzinsky
- Ort: St. Hedwigs-Kathedrale
- Sonntag, 08.11.2009** | **Der Ökumenische Rat Berlin-Brandenburg (ÖRBB)**
- „Am Vorabend des 20-jährigen Jubiläums des Mauerfalls wollen wir in der
Mitte der Stadt Gott, dem Herrn der Geschichte, Dank sagen für die
Ereignisse des 9. Novembers 1989 und die Erinnerung an die Freude wach
halten.“ (aus dem Einladungsschreiben)
- 19.30 Uhr | Ökumenischer Gottesdienst
- Ort: Marienkirche am Alexanderplatz

Die Katholische Akademie Berlin lädt ein: **Katholische Kirche und Friedliche Revolution**

Akademieabend
 Andacht mit Georg Kardinal Sterzinsky
 Gespräche mit Zeitzeugen
 mit Domkapitular Dr. Karl-Heinz-Ducke,
 Landtagspräsident; Erich Iltgen;
 Altbischof Dr. Martin Kruse;
 Bundesministerin a.D. Claudia Crawford vorm. Nolte;
 Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky;
 Dr. Wolfgang Thierse, MdB Vizepräsident des Deutschen Bundestages,
 Die Gespräche führt Joachim Jauer

Donnerstag, 19.11. 2009

18.00 Uhr

19.00 Uhr

Katholische Kirche und Friedliche Revolution – Lernschritte und Bewährungsproben

Tagung in der Katholischen Akademie
 mit Bischof Dr. Joachim Wanke;
 Landtagspräsident a.D. Rainer Prachtl;
 Propst Dr. Gerhard Nachtwei;
 Prof. Dr. Josef Pilvousek, Universität Erfurt;
 Sr. Maichaela Bank MMS;
 Monsignore Georg Austen, Bonifatiuswerk Paderborn;
 Staatsminister a.D. Prof. Dr. Hans Joachim Meyer u.a.

19. und 20.11. 2009

11.00 Uhr

Anmeldung erforderlich

Katholische Akademie Berlin
 Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin
 Tel.: 030/28 30 95-0
 Schneider@katholische-akademie-berlin.de

Programm und Anmeldeunterlagen



Weitere Veranstaltungen
 aus Anlass des 20. Jahrestages
 des Mauerfalls finden Sie unter:

www.erzbistumberlin.de

STICHWORT MILIEUSENSIBLE PASTORAL:

von Pastoralreferent Peter Kloss | **Erste Motorradwallfahrt im Erzbistum**

Seit der SINUS – Milieustudie bewegt den ehren- oder hauptamtlich in der Pastoral engagierten Menschen eine Frage: Brauchen wir jetzt für jede Wertorientierung und Lebensästhetik ein eigenes pastorales „Programm“ oder setzen wir gerade darauf, die durch die Studie vorgestellten Milieugrenzen zu überwinden? Was geht dabei auf Gemeindeebene, was geht dort nicht und welche anderen Möglichkeiten bestehen, Menschen für die Kirche zu interessieren?

Am 29. August dieses Jahres starteten eine Pastoralreferentin und zwei Pastoralreferenten, die selbst Motorrad – begeistert sind, einen Versuchsballon. Sie luden zu einer Motorradwallfahrt ein, die am letzten Samstag der Sommerferien von Chorin nach Lindow führte. Die Spannung war groß, wer sich auf die bloße E-Mail-Einladung hin auf den Weg zum Kloster Chorin machen würde, um dann gemeinsam die ca. 80 Kilometer durch die Uckermark nach Lindow zu fahren. Die Weggemeinschaft wurde schließlich von 17 Personen zwischen 12 und 70 Jahren gebildet. Drei davon nahmen - nach einer einführenden Statio am Klosterbrunnen – auf dem Sozias

(= Sitzbank, hinter dem Fahrer) Platz und genossen es gefahren zu werden. Gerade die Verbindung von Motorrad und Wallfahrt lockte und machte die Mitfahrenden neugierig. Im Unterschied zu der gängigen Vorstellung, eine Wallfahrt müsste immer an einen speziellen Ort führen, der durch eine besondere Form der Verehrung ausgezeichnet ist, stand hier eher das Pilgern auf zwei Rädern im Vordergrund. Pilgern ist kein Urlaub. Pilger suchen zwar auch die Unterbrechung, den Abstand zum Alltäglichen, um sich selbst und ihr Leben aus der Distanz betrachten zu können, sie suchen aber dazu häufig noch Antworten auf Fragen, die im alltäglichen Getriebe unmöglich gesucht und gefunden werden können.

„Ich bin dann mal weg“, der Bestseller von Hape Kerkeling hat die Sehnsucht der Menschen nach Unterbrechung und Neuorientierung zum Thema gemacht. Viele haben seither das Pilgern für sich entdeckt. Für alle Pilger gilt: ich muss mich auf den Weg machen, ich kann nicht alles so lassen, wie es ist. Ich muss mich bewegen. Ich setze mich bewusst den Mühen eines Weges aus (auch Motorradfahren ist körperlich anstrengend!), aber ich setze mich dabei auch Gott und seinem Handeln an mir aus. Ich werde zum Gefährten von Menschen, die ich vorher nicht kannte. Ich begeben mich auf einen Weg, den ich vorher nicht gefahren bin und der mir Aufmerksamkeit und Rücksicht auf die Mitfahrenden abnötigt. Alles zusammen kann Überraschungen bergen, die mich weiterführen. Beim Pilgern kommt es neben dem äußeren

auch auf den inneren Aufbruch an: der theologische Begriff der *Metánoia*, den wir gewöhnlich mit Umkehr übersetzen, heißt im Griechischen wörtlich eigentlich um- oder anders denken. Er fordert uns zum Perspektivwechsel, heilsamer Distanz, Revision und manchmal zur Veränderung auf: Verlier dich nicht in den Kleinigkeiten des Lebens - Weite Deinen Blick – Fahr nicht fest in den Sackgassen von Schuld und Hoffnungslosigkeit – Löse Dich aus der Verkrümmung Deiner Vorurteile – Sieh Dich und die Welt anders an.

Nach glücklichem Erreichen des Zieles wurde auf dem einladenden Grundstück der St. Josephskirche in Lindow bis zur abschließenden Vesper in der Kirche noch gegessen und gefachsimpelt. Jugendliche aus St. Hildegard in Reinickendorf hatten den Wallfahrern liebevoll den Tisch gedeckt. Fazit: Pilgern geht gut mit Motorradfahren zusammen, vielleicht ja auch mal länger und vielleicht ja auch mal weiter.

Überhaupt wurden einige Ideen für eine umfangreichere pastorale Arbeit für und mit Motorradfahrern gesponnen: Vielleicht im nächsten Jahr eine Motorradwallfahrt nach Alt-Buchhorst, vielleicht auch mit Weihbischof Dr. Heinrich, von dem gemunkelt wird, er würde selbst gern fahren, ... wer weiß!

„Wir feiern heut' ein Fest“

„Wir können's ja mal probieren“ – mit diesem Satz beginnt wohl in vielen Gemeinden die „Ära von Kinder- und Familiengottesdiensten“. Und es beginnt das Überlegen und Vorbereiten, das Ausprobieren und natürlich das Feiern.

Fragen nach dem Wie und Wer, Ort und Zeit und vieles mehr müssen beantwortet werden. Und es müssen immer wieder Mitarbeiter bereitstehen und gefunden werden, die Spaß und Freude an dieser wichtigen Aufgabe haben.

Schnell wird den meisten bei ihrem Tun deutlich, dass ein gründliches Wissen für diesen seelsorglichen Dienst von Vorteil ist und Bücher allein dies nicht vermitteln können.

Aus diesem Grund hat das Dezernat II – Seelsorge und die Liturgiekommission des Erzbistums einen Fortbildungskurs für Ehrenamtliche in der Kinder- und Familienliturgie konzipiert und diesen von Oktober 2008 bis April 2009 erstmalig angeboten.

Für ein Wochenendseminar und drei Tagesseminare kamen 27 Männer und Frauen in diesem Zeitraum zusammen und ließen sich ein auf eine anstrengende und zeitintensive Arbeit.

Insgesamt sieben Referenten übernahmen die Gestaltung der einzelnen

Veranstaltungen. Die Inhalte reichten von Aufbau und Ablauf der Liturgie, über biblisches Grundwissen und Glaubensbekenntnis bis hin zu den Bedürfnissen der „Zielgruppe Kind“: was können und wollen unsere Kinder, was brauchen sie und wie verstehen sie Bibel und Glauben? Und all das wurde eingebettet in angenehme Atmosphäre und viel Gesang. Den Teilnehmenden war es wichtig, dass die Praxis nicht vernachlässigt wurde. „Was kann ich für meine konkrete Situation gebrauchen und von all dem Erfahrenen umsetzen“, das war eine entscheidende Frage.

Und auch Erfahrungsaustausch untereinander war ein wichtiger Seminarbaustein: Wie macht ihr das, wie geht es bei euch, habt ihr eine Idee zum Thema XY...

Bei jedem neuen Treffen wurde deutlich, dass das Seminar nicht ausreicht, um alle Seiten zum Tagessthema zu beleuchten, so brauchte es immer wieder „Mut zur Lücke“ – sowohl bei den Referenten als auch bei den Seminarteilnehmern. In der Abschlussreflexion gab es viel Lob und Anerkennung für diesen Kurs.

Die 27 Teilnehmer erhielten am Ende ein Zertifikat. Aufgrund der positiven Resonanz beim ersten Kurs und wei-

terer Nachfragen wollen wir von November 2009 bis April 2010 einen neuen Grundkurs „Kinder- und Familienliturgie“ anbieten. Der Kurs umfasst vier Seminare und eine Praxiseinheit.

Regina Harzdorf, GR

Fortbildungskurs für Ehrenamtliche

Seminar 1

„Gottesdienst ist dort, wo Menschen Gott begegnen“ – Einführung in die Kinder- und Familienliturgie

13.-15.11.2009, Fr. 18.00; So. 13.00

IN VIA-Center, Berlin-Karlshorst

Seminar 2

„Und er stellte ein Kind in ihre Mitte“ (Mk 9,36)

Wie Kinder heute sind – was Kinder heute brauchen

Praxiseinheiten zum Kirchenjahr

Sa. 16.01.2010, 9.30-17.00

Tagungsraum Kathedralforum

Seminar 3

„Ich glaube in Gott – Credo in unum deum“

Glaubenszeugnis in Gottesdienst und Kirchenraum

Sa. 06.03.2010, 9.30-17.00

Tagungsraum Kathedralforum

Seminar 4

„Er nahm die Kinder in seine Arme und segnete sie“ – MK 10,16

Die Bibel in unseren Gottesdiensten

Sa. 17.04.2010, 9.30-17.00

Tagungsraum Kathedralforum sowie St. Hedwigs-Kathedrale/Unterkirche

Leitung

Regina Harzdorf, Gemeindeferentin/
Beate Münster-Zorn, Referentin EAJ

Referent/innen

Weihbischof Wolfgang Weider,
Pfarrer Martin Kalinowski, Amalia Christl, Annette Edenhofer, Elisabeth Eichert, ikola Banach

Info und Anmeldung

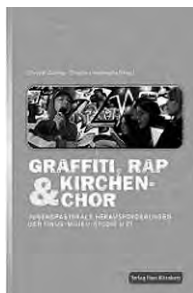
Erzbischöfliches Ordinariat

Dezernat II – Seelsorge - Katechese -
Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin

Tel.: 030/32684-526

Fax: 030/32684-276





Quiring, Christel;
Heckmann, Christian (Hg.):
Graffiti, Rap & Kirchenchor.
Jugendpastorale Herausforderungen
der Sinus-Milieu-Studie U27. –
Düsseldorf: Verlag Haus Altenberg,
2009 [1. Aufl.].
ISBN 3-7761-0234-5

Graffiti, Rap & Kirchenchor

Als die Sinus-Milieu-Studie U27 im vergangenen Jahr erschien, ging mehr nur als ein Raunen durch die Reihen der jugendbewegten und Jugend bewegenden Kollegen und Mitarbeiter: Endlich, endlich gab es da etwas handfestes, gab es Zahlen, Fakten, Informationen – so also „ticken“ sie, unsere Jugendlichen! Doch was genau steht da drin? Steht zwischen den Zahlen, Aussagen, Informationen über die Lebenswirklichkeit der jungen Menschen „von heute“, über ihr Engagement, über ihre Pläne, über ihre Ideen?

Der vorliegende Band, vielleicht als Kommentar zur Sinus-Studie sowie als Beitrag zum Zukunftsdialog verstehbar, versucht, die Vielzahl von Seminaren, Vorträgen und - vor allem – Materialien, die im Rahmen der Veröffentlichung der vom BDKJ und Misereor herausgegebenen Studie des Heidelberger Sinus-Sociovision-Institutes zu ergänzen bzw. zu erweitern. Und bereits der Verweis auf *Gaudium et Spes* – „Zur Erfüllung ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (GeS 4) – zu Beginn, (er)klärt die Sinnhaftigkeit und den Nutzen, den die umfangreiche Studie zu bieten versucht.

In insgesamt 14 Beiträgen kommen hier Praktiker zu Wort, die sehen, die verstehen und die deuten wollen, was die Zahlen vielleicht nicht direkt offenbaren – jene Lebenswirklichkeit eben, auf die die Pastoral der Kirche(n) eine Antwort geben will. Und kann.

So macht sich etwa Hans Hobelsberger, Mitautor der Studie, „Auf die Suche nach biografischer und sozia-

ler Nützlichkeit“ und setzt die wichtigsten Ergebnisse der Studie in Bezug zu einer ästhetisch gewendeten Jugendpastoral. Auch Christel Quiring wendet sich der sozialen und biografischen „Nützlichkeit“ kirchlicher Angebote zu. Klaus Farin, Leiter des Berliner Archivs für Jugendkulturen, widmet sich der Pluralität von Jugendkulturen und versucht eine Differenzierung der Freizeitkulturen vorzunehmen; in einem weiteren Beitrag untersucht er das Engagementverhalten von Jugendlichen.

Aber auch die gelingende Kommunikation zwischen Jugendlichen und Erwachsenen (Beitrag von Ralf Pius Krämer), Glaubensvermittlung und Katechese (Oliver Wolff), die Pluralität von Lebensstilen und Sinn-Systemen (Thorsten Hoffmann), Welt-, Selbstinterpretation und die eigene unterscheidbare Identität (Bernhard Fresacher), Chancen von Jugendkirchenprojekten vor dem Sinus-Hintergrund (Marc-Ansgar Seibel), Musik und ihre Funktion in religiösen Bildungsprozessen (Patrick Höring) oder die Verzahnung jugendpastoraler Angebote mit Chor- bzw. Sing-Projekten (Matthias Balzer, Bundesvorsitzender des Jugendchorverbandes *Pueri Cantori*) werden aufgegriffen und thematisiert.

Ein Literaturverzeichnis sowie kurze biografische Notizen zu den Autoren runden diese Sinus-Ergänzung ab – sofern man sich darauf einzulassen versteht, kann dieses Buch also gewiss eine Ergänzung sein, die den Blick auf die Realitäten klärt und schärft und deren großes Interesse sehr deutlich ist: „Unsere“ heutigen Jugendlichen – wie auch immer sie tatsächlich „ticken“ mögen...

Robert Gerke

NEUGEBORENENTASCHE

„Herzlich willkommen, kleiner Erdenbürger!“ – Mit dieser neuen Tasche des Bonifatiuswerkes, die speziell für die Begrüßung eines Neugeborenen und für die Beglückwünschung der Eltern konzipiert wurde, können Pfarrgemeinden, Verbände und Institutionen ein ganz besonderes „Willkommensgeschenk“ überreichen. Das Aktionsmotto „Ein Engel für dich“ verdeutlicht auf sympathische Weise: Jesus liebt die Kinder. Gerade die Kleinen und Schwachen sollen wissen und spüren, dass sie für immer von guten Mächten umgeben und wunderbar geborgen sind.

Die Glaubenstasche enthält folgende Materialien: Engel-DC, Engel-Büchlein, Kinderbibel, Babylätzchen, Baby-T-

Shirt, Segensfächer zu Geburt und Taufe, Info zum Elternbrief der DBK, Begrüßungsbrief von Bischof Dr. Joachim Wanke (...) Eltern-Information des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF)

Schon sehr früh hat die Kirche davon gesprochen, dass mit der Geburt jedem Menschen ein Schutzengel zur Seite gestellt wird, der ihn begleitet und behütet.

Diesen Gedanken greifen wir mit der Aktion gerne auf und wünschen allen Neugeborenen mit ihren Eltern, Paten, Familien und Freunden, dass sie ihr Leben lang erfahren: Ich bin von guten Mächten geborgen und umgeben. Mein Leben wird im Letzten gelingen, auch wenn der Weg vielleicht durch Dunkelheit und Leid führt.



GLAUBENSBUCKSACK

„Herzlich willkommen, Weggefährte!“ – der neue Glaubensrucksack des Bonifatiuswerkes ist nicht nur optisch ein wirklicher Hingucker. Mit diesem besonderen Willkommensgeschenk für neu getaufte Jugendliche und Erwachsene reichen Sie einem neuen Mitchristen die Hand zur Glaubensgemeinschaft.

Der Glaubensrucksack lädt dazu ein, den eigenen Glauben auf dem Lebensweg zu vertiefen und seine Fähigkeiten in unserer Kirche einzubringen. Er ist somit eine unaufdringliche und sympathische Hilfestellung für Pfarrgemeinden, Verbände und Institutionen bei dem Bemühen, Menschen für Jesus Christus zu begeistern. Der neue Glaubensrucksack des Bonifatiuswerkes und die Internetseite www.mein-glaubensweg.de wollen eines deutlich machen: Wir freuen uns, dass Sie als junger Christ in unsere Weggemeinschaft, in die Gemein-

schaft der Kirche, gefunden haben. Der „Glaubensrucksack“ will eine Art Wegbegleiter sein, ein Symbol für den neuen Aufbruch, den Sie als Neugetaufter gewagt haben, für das spannende Unterwegs-Sein mit Gott, der Kirche, den Mitmenschen und der Schöpfung.

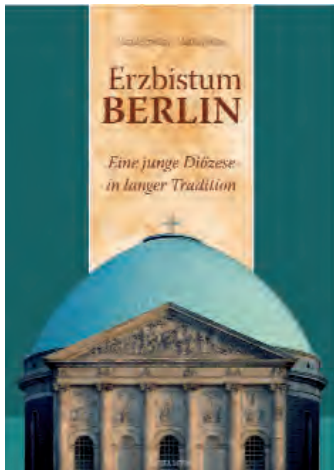
Der Glaubensrucksack zur Aktion „Mein Glaubensweg“ enthält je eine Bibel-Mini-CD-ROM, einen Zollstock „Maßstab Mensch“, ein Buch „Durchkreuztes Land“, das Stundenbuch „Zeit mit Gott“, einen Begrüßungsbrief von Bischof Dr. Joachim Wanke und eine gepackte „Wegzehrung“

Nutzen Sie den Glaubensrucksack zugleich für die Beilage Ihrer pfarrgemeindlichen Informationen, die den Neugetauften eine gute Hilfestellung auf dem neuen Glaubensweg sein können. Bitte setzen Sie sich jederzeit und gerne mit uns in Verbindung!



Bestellung:

Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken
Kamp 22, 33098 Paderborn
Tel.: 05251/2996-0;
Fax: 05251/2996-88
E-Mail: info@bonifatiuswerk.de
www.bonifatiuswerk.de



„Erzbistum Berlin – Eine junge Diözese in langer Tradition“

Das Buch bietet eine Gesamtschau auf die Geschichte des Bistums Berlin

Harald Schwillus, Matthias Brühe

ca. 360 Seiten, Format 21 x 29,7 cm, kartonierter Einband

Verfügbar nur in der Buchhandlung Sonnenhaus

Oranienburger Str. 32, 10117 Berlin

Tel.: (030) 280 985 23

Fax: (030) 280 985 24

E-Mail: sonnenhaus@gmx.de

www.buchhandlung-sonnenhaus.de

Samstag 07. November 2009, 14.00-18.00 Uhr



Erzbistum Berlin

Familien den tag mit Erstkommunion Kindern

14.00 Uhr Musical: „Das goldene Kalb“

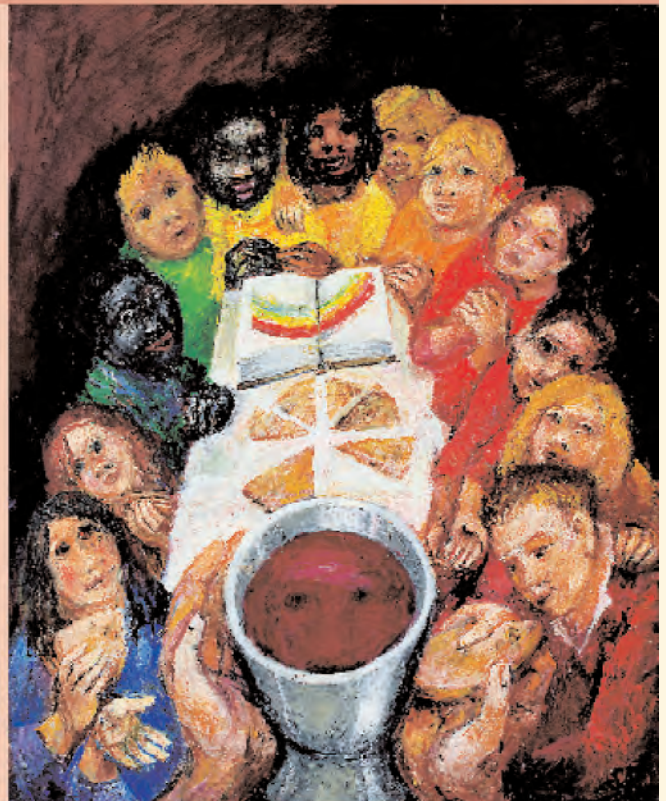
15.00 Uhr „Gott mit neuen Augen sehen“
Prof. Dr. Albert Biesinger

Geschichten und Lieder
nicht nur zur Erstkommunion

16.00 Uhr Workshops, Begegnungen, Hostienbäckerei,
Klosterladen, Speisen und Getränke

17.00 Uhr Familiengottesdienst mit Georg Kardinal Sterzinsky

Erzbischöfliches Ordinariat Berlin Dezernat II – Seelsorge
Postfach 04 04 06, 10062 Berlin Tel.: 030/32684-526
E-Mail: kategorie.seelsorge@erzbistumberlin.de



St. Ludwig | 10719 Berlin-Wilmersdorf | Ludwigkirchplatz 10

Herausgegeben vom Dezernat II – Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin,
Postfach 040406, 10062 Berlin, Tel.: 030/32 684-526, Fax: 32 684-75 26,

E-Mail: kategorie.seelsorge@erzbistumberlin.de

Verantwortlich: Ordinariatsrat Dr. Stefan Dybowski

Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter, Roswita Beblein

Layout: Wilfried Löpke, Druck: Rainer Breuer